



KARL MARX

Nach einer Aufnahme im Frühjahr 1867.

DER SOZIALISTISCHE AKADEMIKER

II. Jahrg.

1896. — März.

No. 3

Redaktion: Berlin N. 4, Invalidenstr. 145.

Aktenstücke der Kommune.

Die Kommune ist die erste politische Revolution des Proletariats; die französische Bourgeoisie war bis dahin gewohnt, dass die Arbeiter ihr blind folgten und bei Revolutionen ihr die Kastanien aus dem Feuer holten; jetzt sah sie zu ihrem Schrecken das Proletariat zum ersten Male eigene Wege wandeln. Man muss diesen Umstand stets in Acht behalten, wenn man die bürgerlichen Geschichtswerke durchliest, denn nur aus dem starren Entsetzen der Bourgeoisie heraus wird der abgrundtiefe Hass verständlich, mit welchem die bürgerlichen Politiker und Historiker die Kommune gleich vom ersten Tage ihres Bestehens an mit einer Fluth von Schimpfwörtern und Verleumdungen überhäuften, und der Nachwelt ein Zerrbild von der Geschichte der Kommune überlieferten, bei dem man nur zu oft im Zweifel ist, ob man mehr über die fast durchweg vorliegende Fälschung der Thatsachen oder über den gänzlichen Mangel an Verständniss für die ökonomischen Bedingungen dieser Epoche staunen soll. Als Muster einer solchen Fälschung wollen wir das Geschichtspamphlet von Scherr, das „rothe Quartal“, anführen. Die Verständnisslosigkeit, mit welcher die Bourgeoisie gleich vom ersten Tage an der Bewegung gegenüberstand, zeigen am deutlichsten folgende Worte von Thiers in der „Versammlung“: „Was man will, was man verwirklicht hat, ist ein Versuch jener unheilvollen Lehre, die in der Philosophie: Individualismus und Materialismus, und in der Politik: die über das allgemeine Stimmrecht gestellte Republik genannt werden kann.“ Diesen Worten, aus denen Niemand einen Sinn wird herauslesen können, spendete die „Versammlung“ rauschenden Beifall.

Die Unwahrheit der der Kommune angehefteten Greuelthaten hat bereits Lissagaray in seiner Geschichte der Kommune nachgewiesen. Das Blutbad, in welchem die Kommune ertrank, ist vielmehr von der Bourgeoisie, als diese sich zur Niederwerfung derselben stark genug fühlte, in ruchlosester Weise provoziert worden. In diesem Kampfe haben dann natürlich beiderseits die Leidenschaften ihre Opfer gefordert.

Im Folgenden wollen wir dem Leser die Möglichkeit bieten, sich an der Hand der offiziellen Aktenstücke selbst zu veranschaulichen, wie die Kommune vom ersten Augenblick an mit peinlicher Gewissenhaftigkeit bemüht gewesen ist, Paris in durchaus geordneter Weise zu verwalten. Ein weiterer Kommentar zu diesen Akten ist überflüssig.

* * *

Paris, den 19. März 1871.

Republikanische Föderation der Nationalgarde.

Organ des Central-Komitee.

Wenn das Central-Komitee eine Regierungsbehörde wäre, so könnte es, aus Rücksicht auf seine Wähler, darauf verzichten, sich zu rechtfertigen. Da aber seine erste Handlung die war, zu versichern und zu erklären: „es mache keinen Anspruch darauf, an die Stelle Derer zu treten, die der Unwille des Volkes vertrieben hätte“, und da dasselbe es für eine einfache Ehrenpflicht hält, genau die ausdrücklich festgesetzten Grenzen des ihnen anvertrauten Mandates inne zu halten, so bleibt es eine Körperschaft von Privatpersonen, die das Recht haben, sich zu vertheidigen.

Als Kind der Republik, deren Wahlspruch das grosse Wort „Brüderlichkeit“ ist, verzeiht es seinen Verleumdern; aber es will die ehrenwerthen Leute überzeugen, die aus Unkenntniß den Verleumdungen Glauben geschenkt haben. Es ist keine geheime Körperschaft gewesen: seine Mitglieder haben alle Bekanntmachungen mit ihren Namen unterzeichnet. Wenn auch die Namen keine bekannten waren, so haben sie sich doch nicht der Verantwortung entziehen wollen — und diese war nicht gering.

Das Central-Komitee ist nicht unbekannt gewesen; denn es war aus dem freien Ausdruck der Wahlen von 215 Bataillonen der Nationalgarde hervorgegangen.

Es hat die Unruhen keineswegs begünstigt; denn die Nationalgarde, die ihm die Ehre erwiesen hat, sich unter seine Leitung zu stellen, hat weder Ausschreitungen begangen, noch Repressalien ergriffen, und hat sich durch ihr weises und gemässigtes Vorgehen stark und achtunggebietend gezeigt.

Gleichwohl hat es an Herausforderungen nicht gefehlt; gleichwohl hat die Regierung unablässig mit den schändlichsten Mitteln versucht, das schrecklichste aller Verbrechen, den Bürgerkrieg, herbeizuführen.

Sie hat Paris verleumdet, und die Provinz gegen die Hauptstadt aufgehetzt. Sie hat unsere Brüder von der Armee gegen uns geführt, und hat sie auf unseren Plätzen erfrieren lassen, während ihrer zu Hause ihr Herd wartete. Sie hat uns einen Oberbefehlshaber aufzwingen wollen. Sie hat versucht, uns durch nächtlichen Handstreich unserer Kanonen zu berauben, deren Auslieferung an die Preussen wir verhindert hatten.

Endlich hat sie ihre bestürzten Helfershelfer in Bordeaux zusammenströmen lassen und zu Paris gesagt: „Du hast dich heldenmüthig gezeigt;

daher fürchten wir dich, und deshalb nehmen wir dir deine Würde als Hauptstadt“. Wie hat das Central-Komitee auf diese Angriffe geantwortet? Es hat die Föderation in's Leben gerufen; es hat zur Mässigung, ja zur Grossmüthigkeit ermahnt; gerade als der Angriff der Armee begann, hat es Allen gesagt: „Greift niemals an und vertheidigt Euch nur im äussersten Nothfalle.“ Alle begabten, alle fähigen Menschen hat es zu seinen Fahnen gerufen; es hat das Offizierkorps zur Mitwirkung aufgefordert; es hat Jedem geöffnet, der im Namen der Republik an seine Thüre klopfte. Auf wessen Seite waren demnach Recht und Gerechtigkeit? Auf welcher Seite war die Böswilligkeit?

Diese Ereignisse haben sich in kürzester Zeit und in grösster Nähe abgespielt, so dass Jeder sich ihrer noch genau erinnern muss. Wenn wir dies am Abend des Tages schreiben, an dem wir im Begriff sind, uns zurückzuziehen, so geschieht dies, wir wiederholen es, wegen der ehrenwerthen Leute, die leichthin Verleumdungen Glauben geschenkt haben, welche nur der Menschen würdig sind, die sie ausgestreut haben.

Eine der Hauptursachen, weshalb die letzteren gegen uns entrüstet sind, ist der Umstand, dass unsere Namen nicht bekannt sind. Ach! viele Namen waren bekannt, und dass sie so offenkundig waren, ist uns sehr verhängnissvoll geworden!

Wollt Ihr eins der letzten Mittel wissen, das sie gegen uns angewendet haben? Sie verweigern den Truppen Brod, die sich lieber entwaffnen lassen, als auf das Volk schiessen wollen. Und uns nennen sie Mörder, sie, welche die Weigerung, zu morden, mit Hunger bestrafen!

Von vornherein sagen wir es mit Entrüstung: Die blutigen Mordthaten, mit denen man unsere Ehre zu besudeln sucht, sind gemeine Verleumdung. Niemand ist ein Hinrichtungsbefehl von uns unterzeichnet worden; niemals hat die Nationalgarde an der Ausführung eines Verbrechens Theil genommen.

Welches Interesse könnte sie daran haben? Welches Interesse könnten wir daran haben? Es ist ebenso abgeschmackt wie gemein. Uebrigens ist es fast schimpflich für uns, uns zu vertheidigen. Unser Vorgehen zeigt endgiltig, wer wir sind. Haben wir uns um feierliche Bewirthungen und Ehrenbezeugungen bemüht? Wenn man uns nicht kennt, trotzdem wir, wie dies bei uns der Fall ist, das Vertrauen von 215 Bataillonen uns erworben haben, liegt das nicht daran, dass wir es verschmäht haben, für uns Propaganda zu machen? Bekannt zu werden ist billig: einige leere Phrasen oder ein wenig Feigheit genügen; die jüngste Vergangenheit hat dies bewiesen.

Wir haben ein Mandat, das eine furchtbare Verantwortung auf unsere Schultern gelegt hat; wir haben es ohne Zögern, ohne Furcht vollzogen; und jetzt, da wir am Ziele sind, sagen wir zum Volke, das uns genug Achtung geschenkt hat, um auf unsere Rathschläge, die seine Geduld oft auf die Probe gestellt haben, zu hören: Hier hast du das Mandat zurück, das du uns anvertraut hast; da, wo unser Interesse anfinde, hört unsere Pflicht auf; thu deinen Willen, mein Herrscher; du hast dich frei gemacht. Noch vor wenigen Tagen unbekannt, werden

wir als Unbekannte in Reih' und Glied zurücktreten und den Regierenden zeigen, dass man mit erhobener Stirn die Stufen deines Rathhauses hinabsteigen kann, in der festen Gewissheit, unten den Druck deiner treuen und starken Hand zu empfangen.

Die Mitglieder des Central-Komitee
Arnaud, Assi, Billivray, Ferrat, Babeck, Moreau,
Dupont, Varlin, Boursier etc.

* * *

Das Central-Komitee der National-Garde

verfügt

in Erwägung, dass es dringend nothwendig ist, sofort die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Paris einzusetzen:

1. Die Wahlen zum Gemeinderath finden am nächsten Mittwoch, den 22. März, statt.
2. Die Abstimmung geschieht nach der Wahlliste und nach Arrondissements. Jedes Arrondissement wird für je 20 000 Einwohner, sowie jede weiteren 10 000 je einen Gemeinderath ernennen.
3. Die Abstimmung ist von Morgens 8 Uhr bis Abends 6 Uhr zulässig. Die Zählung der Stimmzettel wird sofort stattfinden.
4. Die Gemeinde-Vorstände der 20 Arrondissements haben den Auftrag, diese Verfügung auszuführen, soweit sie davon betroffen werden.

Eine weitere Benachrichtigung wird die Zahl der Gemeinderäthe, die von jedem Arrondissement zu wählen sind, festsetzen.

Rathhaus zu Paris, den 19. März 1871.

Das Central-Komitee der National-Garde.

* * *

Paris, den 19. März 1871.

An die Departements.

Nachdem das Volk von Paris seit dem 4. September einen unbestreitbaren und augenscheinlichen Beweis seiner Vaterlandsliebe und seiner Ergebenheit für die Republik gegeben, nachdem es mit einer Ergebung und einem Muth, die über jedes Lob erhaben sind, die Leiden und Kämpfe einer langen und peinlichen Belagerung ertragen, hat es soeben von Neuem gezeigt, dass es den gegenwärtigen Verhältnissen und den unumgänglichen Anstrengungen, die das Vaterland von ihm zu erwarten berechtigt ist, gewachsen ist.

Durch seine ruhige, achtungsgebietende Haltung, durch seinen republikanischen Ordnungssinn hat dasselbe es verstanden, die ungeheure Mehrheit der Nationalgarde wieder zusammenzuziehen, sich die Sympathieen und die thätige Mitwirkung der Armee zu erwerben, die öffentliche

Ordnung aufrecht zu erhalten, Blutvergiessen zu vermeiden, die öffentlichen Behörden wieder einzusetzen, die internationalen Vereinbarungen und die Friedenspräliminarien zu respektiren.

Es hofft, dass die ganze Presse seinen republikanischen Ordnungssinn, seinen Muth und seine Hingebung anerkennen und konstatiren wird, und dass die lächerlichen und abscheulichen Verleumdungen, die seit einigen Tagen in den Provinzen verbreitet werden, aufhören.

Nachdem die Provinzen über den thatsächlichen Sachverhalt unterrichtet und aufgeklärt sind, werden sie der Bevölkerung der Hauptstadt Gerechtigkeit widerfahren lassen, und verstehen, dass die Einigung der ganzen Nation zum Heile des Ganzen unumgänglich nöthig ist.

Seit den Wahlen von 1869 und dem Plebiscit haben die grossen Städte bewiesen, dass sie von demselben republikanischen Geiste durchdrungen sind, wie Paris. Daher erhoffen die neuen republikanischen Behörden von ihnen ernstliche und energische Beihilfe um unter den jetzigen schwierigen Verhältnissen das Werk der Wiederherstellung und der Rettung, das sie inmitten der grössten Gefahren unternommen haben, zu einem guten Ende zu führen.

Das Land wird eifersüchtig die Städte nachahmen; ganz Frankreich wird nach den eben erlittenen Schicksalsschlägen nur ein Ziel vor Augen haben: Das Wohl der Gesammtheit sicher zu stellen.

Ein so grosses Unternehmen, würdig eines ganzen Volkes, wird keinen Misserfolg haben.

Wenn sich die Provinzen mit der Hauptstadt vereinigen, werden sie Europa und dem ganzen Erdkreis zeigen, dass ganz Frankreich jede innerliche Spaltung und jedes Blutvergiessen vermeiden will.

Die jetzigen Behörden sind wesentlich provisoirisch, und sie werden durch einen Gemeinderath ersetzt werden, der am nächsten Mittwoch, den 22. d. Mts., gewählt werden wird.

Möge sich also die Provinz beeilen, dem Beispiele der Hauptstadt zu folgen, sich in republikanischer Form organisiren und sich so schnell wie möglich durch Delegirte mit Paris in Verbindung setzen.

Uns Alle wird nur ein Geist der Eintracht, der Einmüthigkeit, der Liebe zur Republik beseelen. Wir haben nur eine Hoffnung, nur ein Ziel: das Wohl des Vaterlandes und den endgiltigen Triumph der einen untheilbaren demokratischen Republik.

Die Delegirten des Journal officiel.

* * *

Journal officiel der französischen Republik vom 20. März 1871.

Bürger! Der 18. März, den man aus Gründen der Zweckmässigkeit und des Eigennutzes lächerlich zu machen sucht, wird in der Geschichte „der Tag der Volksjustiz“ heissen.

Die gestürzte Regierung hat — ungeschickt, wie immer — einen Konflikt herbeiführen wollen, ohne sich über dessen Unbeliebtheit oder über die Verbrüderung der verschiedenen Waffengattungen Rechenschaft abgelegt zu haben. — Als man den Befehl zum Brudermorde gab, hat die

gesamte Armee diesem Befehle durch die Rufe geantwortet: Es lebe die Republik! Es lebe die Nationalgarde!

Nur zwei Männer, welche sich durch Handlungen, die wir heute bereits als ungerecht bezeichneten, beim Volke verhasst gemacht haben, sind in einem Augenblick der Entrüstung des Volkes erschlagen worden.*)

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, erklärt das Komitee der Föderation der Nationalgarde, dass die Vorgänge sich gegen seinen Willen abgespielt haben.

Heute sind die Ministerien eingesetzt worden; die Polizeipräfektur ist im Betrieb, die Verwaltungsbehörden nehmen ihre Thätigkeit wieder auf, und wir ersuchen alle Bürger, die vollständigste Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten.

Bürger! Ihr habt die Nationalgarde in Thätigkeit gesehen; die Eintracht, die inmitten von so vielen Schwierigkeiten von dem Komitee der Föderation der Nationalgarde hergestellt ist, hat gezeigt, was wir hätten leisten können und was wir in Zukunft leisten werden.

* * *

Republikanische Föderation der Nationalgarde.

Rathhaus, den 20. März 1871, 6 Uhr Abends.

Zahlreiche Strafgefangene sind, nach Paris zurückgekehrt, ausgeschiedt worden, um einige Angriffe auf das Eigenthum zu machen, damit unsere Feinde uns noch einmal beschuldigen könnten.

Wir verpflichten die Nationalgarde zur grössten Wachsamkeit auf ihren Patrouillen.

Jeder Korporal wird darüber wachen müssen, dass kein Fremder sich unter dem Schutze der Uniform in die Reihen seiner Korporalschaft einschleiche.

Die Ehre des Volkes steht auf dem Spiele; Sache des Volkes ist es, sie zu schützen.

Ant. Arnaud, G. Arnold, Assi, Audignoux, Bouit, Jules Bergeret, Babeck, Boursier, Baron, Billivray, Blanchet, Castioni, Chouteau, C. Dupont, Ferrat, Henri Fortuné, Fabre, Fourgeret, C. Gaudier, Gouthier, Geresme, Grollard, Josselin, Fr. Jourde, Maxime Lisbonne, Lavalette, Ch. Lullier, Maljournal, Moreau, Mortier, Prudhomme, Rousseau, Ravuier, Varlin, Viard.

* * *

*) Der General Lecomte, welcher am 18. März inmitten seiner Truppen dreimal auf das Volk zu feuern kommandirte, wurde, während seine Soldaten zur Nationalgarde übergingen, von diesen gefangen genommen. Ebenso fiel der brutale General Clement Thomas, der „Junischlächter“, in Gefangenschaft der Nationalgarde. Beim Transport wurde Thomas den ihn beschützenden Nationalgarden entrissen; er floh nach einem Gartenhaus, in welches man Lecomte untergebracht hatte; vergebens versuchten Offiziere und Truppen der Nationalgarde die Gefangenen zu retten; die wüthenden Soldaten holten Lecomte aus seinem leichten Gewahrsam und erschossen beide Generale. Diese Exekution ist also nicht von der Nationalgarde, sondern trotz des Widerstandes der Nationalgarde von den Soldaten der Armee vollzogen worden.

Journal officiel der französischen Republik vom 21. März 1871.

Seit dem 18. März hat Paris keine andere Regierung als die des Volkes: das ist die beste.

Niemals hat sich eine Revolution in ähnlichen Verhältnissen abgespielt.

Paris ist frei.

Die Macht der Centralisation ist gebrochen.

Die Monarchie ist an ihrer eigenen Ohnmacht zu Grunde gegangen.

Unsere freie Stadt hat, wie Jeder, das Recht zu sprechen, ohne darauf Anspruch zu machen, in irgend welcher Beziehung die Geschicke Frankreichs bestimmen zu wollen.

Nun denn, Paris verlangt:

1. Die Wahl der Mairie von Paris.
2. Die Wahl der Maires, Adjunkte und Gemeinderäthe der 20 Arrondissements der Stadt Paris.
3. Die Wahl aller Befehlshaber der Nationalgarde, vom ersten bis zum letzten.
4. Paris hat keineswegs die Absicht, sich von Frankreich zu trennen; im Gegentheil. Hat es doch für Frankreich das Kaiserthum, die Regierung der Nationalvertheidigung, alle ihre verrätherischen Handlungen und alle ihre Feigheiten geduldet. Und dies geschah doch sicherlich nicht, um Frankreich heute zu verlassen, sondern nur, um ihm wie eine ältere Schwester zu sagen: Halte dich selbst aufrecht, wie ich mich aufrecht gehalten habe; widersetze dich der Unterdrückung, wie ich mich ihr widersetzt habe!

Le commandant

délégué à l'ex-préfecture de police

E. Duval.

Les délégués adjoints

E. Teuillère, Edouard Rouillier, L. Duoivier,
Chardon, Vergnaud, Mouton.

* * *

Journal officiel der französischen Republik vom 21. März 1871.

Die verständigen und vorsichtigen Massnahmen des Zentral-Komités der Nationalgarde haben das Aufbrausen der Pariser Bevölkerung vollkommen beruhigt.

Auf den Boulevards und den Strassen ist der Verkehr so lebhaft wie sonst. Die Bürger haben die Ereignisse der letzten Tage wohl eifrig erörtert, aber sie haben den neuen Stand der Dinge aufrichtig gebilligt; die Hilfe und Mitwirkung der Nationalgarde sichert denselben ferner vollends.

Die regulären Truppen haben ihrerseits begriffen, dass ihre Führer, welche sie früher vor den Preussen hatten flüchten lassen, ihnen jetzt nicht befehlen durften, auf Franzosen zu schiessen..

Die Urheber aller unserer Leiden haben Paris verlassen, ohne dass Jemand dies bedauert.

Heute sind die Soldaten, die Mobilen und die Nationalgarden, durch denselben Gedanken geeint, durch denselben Wunsch, dasselbe Ziel: wir wollen Alle die Einigkeit und den Frieden.

Keine Aufstände mehr auf den Strassen! Es ist genug Blut durch die Tyrannen vergossen worden!

Mögen die Ehrgeizigen und die Verräther sich dies gesagt sein lassen.

Ihr Handeltreibenden wünscht die Sicherheit der Geschäfte; ihr Ladenbesitzer verlangt nach dem für den Verkauf günstigen Hin und Her des Verkehrs; ihr Arbeiter habt das Bedürfniss, eure Arme nützlich zu machen für die Existenz eurer Familie; ihr Alle schliesslich wollt euch nach so vielen Leiden jener Sicherheit erfreuen, welche für das Glück eines grossen Volkes unentbehrlich ist.

Nun denn, wenn ihr Alle eure Wünsche erfüllt sehen wollt, dann weist Alle die verderblichen Pläne, welche uns von neuem unter königliche oder kaiserliche Gewalt bringen würden, mit Entrüstung und Ueberlegenheit von euch.

Um unsere geheiligte Republik umzustürzen, müsste man die Schrecken eines neuen brudermörderischen Kampfes heraufbeschwören, müsste man auf zahllosen Leichen von Republikanern einherschreiten.

Opfern wir alle unsere Eifersüchteilen, allen unsern Groll auf dem Altar des Vaterlandes, und aus der Brust eines jeden Franzosen dringe der stolze und erhabene Ruf: „Es lebe die Republik nun und immerdar!“

Wie ich mit Marx bekannt wurde.

Von Wilhelm Liebknecht in Berlin.

Wie ich mit Marx bekannt wurde, fragen Sie mich. Ich sagte das schon voriges Jahr in einer kleinen Skizze für das Fuchs'sche Volks-Feuilleton: „Eine böse Viertelstunde“. Da schrieb ich:

„Die Freundschaft — mit Marx's zwei ältesten Töchtern, damals 6 und 7 Jahre alt — begann wenige Tage, nachdem ich im Sommer 1850 aus der Schweiz, und zwar aus einem Gefängnisse der „freien Schweiz“, mit Zwangspass durch Frankreich befördert, nach London gekommen war. Ich traf die Familie Marx bei dem Sommerfest des kommunistischen Arbeitervereins, irgendwo — ich erinnere mich nicht, ob in Greenwich oder in Hampton Court — in der Nähe von London. „Père Marx“, den ich zum ersten Mal sah, nahm sofort ein strenges Examen mit mir vor, sah mir scharf in die Augen und besichtigte meinen Kopf ziemlich genau — eine Operation, an die ich von Freund Gustav Struve gewöhnt war, der mich, weil er an meinem „sittlichen Ernst“ hartnäckig zweifelte, mit besonderer Vorliebe zum Opfer seiner phrenologischen Studien gemacht hatte. Indess das Examen ging glücklich vorüber, ich hielt den Blick des Löwenhauptes mit der kohlschwarzen Löwenmähne aus, das Examen wurde lebendiges, heiter sprudelndes Geplauder, und bald waren wir mitten im ausgelassenen Festtreiben — Marx der Ausgelassensten einer — wo ich dann gleich mit Frau Marx, mit Lenchen, der

treuen Hausgehilfin von Jugend auf, und mit den Kindern bekannt wurde. Ein anderes Mal, wenn ich mehr Zeit habe, will ich mehr erzählen von der Familie Marx — es ist eine Schuld der Dankbarkeit, die ich noch abzutragen habe, und obendrein eine Pflicht gegen meine Genossen, die ein Recht haben zu fordern, dass Jeder, der das Bild des einzigen Karl Marx und seiner Umgebung vervollständigen kann, dies auch nach Möglichkeit thue. Genug — von jenem Tag an war ich bei Marx zu Haus, und keinen Tag fehlte ich in der Familie, die damals in der Deanstreet, einer Seitenstrasse der Oxfordstreet, wohnte, während ich mich in der benachbarten Churchstreet einquartirte. Seine Frau hat auf meine Entwicklung vielleicht einen ebenso starken Einfluss gehabt, wie er selbst. Meine Mutter starb, als ich 3 Jahre alt war; und ich hatte eine etwas harte Erziehung. An ernsten Umgang mit Frauen war ich nicht gewöhnt. Und hier fand ich nun eine schöne, hochsinnige, geistvolle Frau, die sich des freundlosen, an den Themsestrand verschlagenen Freischärlers halb mütterlich, halb schwesterlich annahm. Der Verkehr in dieser Familie hat mich — das glaube ich fest — vor dem Untergang im Flüchtlingselend gerettet.“

Meine erste längere Unterredung mit Marx — und jetzt gebe ich ein Stück einer noch ungedruckten Skizze, die ich nebst sonstigen persönlichen Erinnerungen an Marx und einem kurzen Lebensabriss demnächst als Gedenkschrift im Verlage von Oertel in Nürnberg veröffentlichten werde — meine erste längere Unterredung mit Marx fand den Tag nach unserem ersten Zusammentreffen bei jener Landparthie des kommunistischen Arbeiter-Bildungsvereins statt. Dort war natürlich wenig Gelegenheit zu eingehenderer Aussprache, und Marx hatte mich auf den folgenden Tag in das Vereinslokal eingeladen, wo wahrscheinlich auch Engels sein würde. Ich kam etwas vor der bestimmten Zeit, Marx war noch nicht da; ich fand aber verschiedene alte Bekannte und war mitten in lebhafter Unterhaltung, als Marx mir auf die Schultern klopfte, sehr freundlich grüssend. Engels sei unten im Private Parlour, wo wir mehr für uns seien. Ich wusste nicht, was ein Private Parlour war, und es schwante mir, dass jetzt das grosse Examen bevorstand, doch ich folgte vertrauensvoll. Marx, der denselben sympathischen Eindruck auf mich machte, wie Tags zuvor, hatte die Eigenschaft, Vertrauen einzufliessen. Er fasste mich unter den Arm und führte mich in den Private Parlour, das heisst das Privat-zimmer des Wirths — oder war es eine Wirthin? — wo Engels, der sich schon mit einem Zinn-Pot voll schäumenden/Stouts versehen hatte, mich sofort unter lustigen Scherzen in Empfang nahm. Im Nu war bei der flinken Kellnerin, Amy (oder Emma, wie sie von den Flüchtlingen in's Deutsche umgetauft worden), — ich lernte sie bald näher kennen, sie heirathete einen meiner Kameraden vom Becker'schen Corps — im Nu war Stoff zum Trinken und auch zum Essen bestellt — bei uns Flüchtlingen spielte die Magenfrage eine hervorragende Rolle — im Nu war das Bier da und wir setzten uns nieder, ich auf der einen Seite des Tisches, Marx und Engels mir gegenüber. Der massive Mahagoni-tisch, die glänzenden Zinn-Humpen, der schäumende Stout — die Aussicht auf ein echt englisches Beefsteak mit Zubehör, die langen Thonpfeifen, die zum Rauchen einladen — es war so recht komfortable und ich fühlte mich an ein Bild in den englischen Illustrationen zu Boz lebhaft erinnert — aber ein Examen war's doch! Nun, es wird schon gehen. Das Gespräch kam mehr und mehr in den Fluss. Ich merkte bald, dass meine Examinatoren sich schon nach mir erkundigt hatten. Ein grösserer Aufsatz über die Junischlacht, den ich im Sommer 1848, unter dem frischen Eindruck dieser Tragödie, die eine geschichtliche Weltwende war; für den „Volksfreund“ von Hecker in Muttentz geschrieben hatte, war von Marx und Engels gelesen worden,

und hatte sie auf mich aufmerksam gemacht. Ich war mit ihnen, ehe ich das Jahr vorher Engels in Genf getroffen, in keiner persönlichen Beziehung gewesen. Von Marx hatte ich nur die Artikel in den „Pariser Jahrbüchern“ und das „Elend der Philosophie“ gekannt und von Engels die „Lage der arbeitenden Klassen in England“. Das „Kommunistische Manifest“ hatte ich — seit 1846 Kommunist — erst kurz vor meinem Zusammentreffen mit Engels nach der Reichsverfassungs-Campagne mir verschaffen können, obgleich ich natürlich bereits früher davon gehört hatte und den Inhalt kannte. Und die „Neue Rheinische Zeitung“ hatte ich nur ganz selten zu Gesicht bekommen: während der 11 Monate ihres Erscheinens war ich entweder im Ausland oder im Gefängniß oder im chaotischen Sturm- und Drangleben der Freischärlerei gewesen.

Ich war bei meinen beiden Examinatoren im Verdacht kleinbürgerlicher Demokratie und süddeutschen Gefühlsdusels. Und manches Urtheil, das ich über Menschen und Dinge fällte, stiess auf sehr scharfe Kritik. Indess es gelang mir doch, den Verdacht von mir abzulenken. Ich brauchte nur zu erzählen, wie es mir in Baden mit der bürgerlichen Demokratie ergangen war: wie Brentano nach dem September-Aufstand meine Vertheidigung vor dem Schwurgericht, vor das ich als Hochverräther und sonstiger Verbrecher geladen war, nach heftigem Wortwechsel abgelehnt hatte, weil ich mein kommunistisches Glaubensbekenntniß nicht verleugnen wollte; wie derselbe Brentano mich einige Monate später, mitten im Aufstand, unter der Anklage, ein Attentat auf ihn geplant zu haben, in die Kasematten von Rastatt geschickt hatte; und wie er nachträglich von seinem Freund Hecker scharf getadelt worden war, weil er mich nicht summarisch von einem Standgericht habe erschiessen lassen.

Im Ganzen verlief das Examen recht günstig; und das Gespräch nahm eine weitere Ausdehnung. Bald waren wir auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, und Marx spottete der siegreichen Reaktion in Europa, welche sich einbilde, die Revolution erstickt zu haben, und die nicht einsehe, dass die Naturwissenschaften eine neue Revolution vorbereiten. Der König Dampf, der im vorigen Jahrhundert die Welt ungewälzt, habe ausregiert, an seine Stelle werde ein noch ungleich grösserer Revolutionär treten: der elektrische Funke — der Blitz. Und nun erzählt Marx, ganz Feuer und Flamme, dass seit einigen Tagen in Regent Street das Modell einer elektrischen Maschine ausgestellt sei, die einen Eisenbahntrain zieht. „Jetzt ist das Problem gelöst — die Folgen sind unabsehbar. Der ökonomischen Revolution muss mit Nothwendigkeit die politische folgen, denn sie ist nur deren Ausdruck.“ In der Art, wie Marx diesen Fortschritt der Wissenschaft und der Mechanik besprach, trat seine Weltanschauung, und namentlich das, was man später als die materialistische Geschichtsauffassung bezeichnet hat, so klar zu Tage, dass gewisse Zweifel, die ich bisher noch gehegt hatte, wegschmolzen, wie Schnee vor der Frühlingssonne. Den Abend kam ich nicht mehr nach Hause — wir sprachen und lachten und tranken bis spät am anderen Morgen, und die Sonne stand hoch am Himmel, als ich mich zu Bett legte. —

Soweit die Skizze. Hier muss ich abbrechen. Genug, mit dem elektrischen Modell und Motor stimmte es. Aber — der König Dampf ist heute, nach fast einem halben Jahrhundert, noch nicht abgesetzt, und der Elektrizität sind wir — trotz aller glänzenden Erfindungen — noch nicht vollständig Herr geworden.

Revolutionen vollziehen sich nicht im Handumdrehen. Das thun bloss die geschichtlichen Spektakelstücke, welche der politische Köhlerglaube so nennt.

Zum 18. März.

Aphorismen von Wilhelm Bölsche in Friedrichshagen.

Ich war in diesem Jahr zum 18. März nicht in Berlin. Ich war weit draussen in der einsamen Kiefernhaide. Ein wunderbarer Tag. In der sonnig hellen Landschaft die hundert Abstufungen von Braun. In der für den märkischen Haidefrühling so charakteristisch sind. Kerniges Rothbraun die Stämme, mehr gelbbraun das trockene, vorjährige Farrnkraut, mit einem wunderbaren Stich in's Violette, der ganz Frühling ist, das blattlose und doch schon vom Leben geheim berührte Geäst der jungen Birken. Dazu blauer Himmel und unter weissen Sandabstürzen ein Stück blauen Sees. Die ersten feurgelben Citronenfalter, von Zeit zu Zeit das gellende Liebeslachen eines Spechts. In dieser Frühlingsöde ist Berlin nichts als eine Art Gestirn am Westhimmel: tags ein rauchiger Fleck, der im Milchweiss des Horizontes an der Waldgrenze verschwimmt; nachts ein fahler Schein wie ersticktes Licht, manchmal losgelöst von der schwarzen Waldsilhouette und frei schwebend, aber immer ein banges, unruhiges Zeichen, das nicht vom Himmel selber kommt, sondern in eine brodelnde Tiefe weist. Eine Rauchsäule und eine Feuersäule. Aber kein Gott wandelt darin einem verirrtten Volke voran

Meine Gedanken irren hinüber, hinein in die Grossstadt unter dem Horizont. Und weil der Zeiger der Welt auf dem 18. März steht, suchen sie den Osten Berlins, den Friedrichshain. Frühling im Friedrichshain! Wenn man lange wieder auf dem Lande lebt, so gewinnen die altvertrauten Bilder der Grossstadt allmählig etwas Gespenstisches. Man sieht die furchtbaren Fratzen, die sie schneiden. Glücklichere Jahrhunderte, die mit dem ganzen Begriff wieder aufgeräumt haben, werden das allgemein empfinden. Mir ist das Wort „Frühling im Friedrichshain“ eine Fratze der grausigsten Art, eine Lüge in dem schauerlich grandiosen Stil, wie ihn eben nur die moderne Grossstadt hervorbringen konnte. Wie mir das Bild jetzt aufsteigt, sehe ich auch dort an all' den Büschen die braunen Knospen schwellen, wenig später und Alles ist ein lichtgrünes Märchen von jungem Laub. Dann kommt die Fliederzeit: ein Meer, ein wogendes, sich drängendes Meer dehnt sich von violetter Blütenpracht. Und Tag und Nacht webt über dem ganzen Stadtviertel ein Rausch von Fliederduft. In Mitten dieses Paradieses steht ein Krankenhaus, zu dem geschlossene Wagen mit Sterbenden fahren und aus dem Särge hinausgetragen werden. Um die Mittagsstunde jedes Wochentages, wenn die Sonne mit feurigster Gluth in die Fliederdolden leuchtet und aus der weichen Blütenhaut wie im violetten Krystall von tausend Amethysten strahlt, — dann ergiesst sich schleppenden Schrittes durch die Parkwege ein Heer matter, bleicher, farblos gekleideter Arbeiter, Männer und Frauen, Alter und Jugend, ausgespion von den Fabrikhöllen ringsumher, ein Gespensterzug von unsäglicher Traurigkeit. Zwischen Mitternacht und Morgen, wenn die eigentliche Duftstunde des Flieders gekommen ist, wenn auf ein paar Stunden der süsse Blumenathem völlig Herr zu werden scheint über den Qualm der

Schornsteine, die Miasmen der Grossstadt, — dann fahndet die Polizei im Finster der Laubgänge nach Verbrechern und Prostituirten . . . Das ist ein Frühling der Grossstadt.

* * *

Und doch hat auch die Grossstadt ihren Frühling, der keine Fratzte ist. Um ihn zu finden, muss man sich hinwegwenden von der Armuth des Augenblicks mit seinen trostlosen Kontrasten. Von dem Fliederfrühling, der ewig als der gleiche wiederkehrt, aber auch ewig gleich machtlos ist gegenüber dem grauen Menschenwinter, der keine Jahreszeiten anerkennt in seinem ermattenden Einerlei von Noth, Druck und Untergang, muss der Blick sich wenden zu dem Frühling der Ideen, der sich scheinbar unmerklich und unbekümmert um den Gang der Jahre vorwärts schiebt, der Jahrhunderte braucht, um nur eine braune Knospe weiter anzusetzen. Zu den Kontrasten des Friedrichshains gehört wie von selbst, dass er auch Gräber umschliesst. Warum sollte dieser Flieder, der so viele Existenzen welken sieht, nicht auch mit seinen Wurzelfasern sich einwühlen in die zermürbten Knochen verbrauchten, verschleuderten, zermalzten Menschenmaterials? Der wohlfeile Lebensphilosoph würde sagen: so ist der Kreislauf erfüllt, der Kreislauf der Nothwendigkeit, der heiligen Weltordnung, die aus dem Staub der Hekatomben, die sich nie in reiner Lebenssonne an ihm freuen durften, den Flieder selber wieder schafft. Aber aus den Gräbern des Friedrichshains ist in Wahrheit nicht blos Flieder gewachsen, es sind Ideen daraus gewachsen. Seltsam: kein Fleck des ganzen Haines ist äusserlich so wenig für den Frühling gemacht, wie dieser kleine Friedhof der Märzgefallenen. Der schwere Epheuteppich, der, mehr eine Last als ein Schmuck, auf dem Ganzen liegt, ist Sommer und Winter, wenn nicht gerade Schnee ihn verhüllt, derselbe, schwermüthig, düster, mit einer förmlich aufdringlichen Mahnung, als sei hier alles abgethan und habe die Nachwelt nichts mehr zu suchen. Und was soll der Frühling ändern an den grauen Steinen! Sein Regen, unter dem die Knospen im Hain aufbrechen, schwemmt vielleicht ein letztes Stückchen Schrift weg, von dieser Schrift, die oft nur noch wie eine schwache Arabeske, deren Schnörkel kein Wort mehr geben, in der verwitterten Fläche hängt. Es giebt Kirchhöfe, die über Jahrhunderte schauen und die doch nicht so ganz starr, so ganz Ruine, so ganz Grab geworden sind, wie dieser es äusserlich heute schon, nach weniger als fünfzig Jahren ist. In einsamer Stunde ist es, als wolle er unter den Füssen des Wanderers zusammenbrechen, ihn einsaugen wie den alten Baum in der Mitte, dessen Aeste den Boden streifen. Und doch schwebt gerade über diesem Friedhof die Verklärung der Idee. Wer zu ihm kommt, um sich einer geweihten Stätte zu nahen, der sucht weder ein frisches, noch ein altes Grab: er sucht das Lebendige.

* * *

Der gewöhnliche Kirchhofskultus unserer Zeit hat wie die meisten unserer konventionellen Gebräuche etwas Groteskes an sich. Eine freiere Nachwelt wird die Armuth in den offiziellen Unsterblichkeitsvorstellungen unserer Tage nicht schärfer geisseln können als mit

Schilderung unserer Begräbnisse und Grabgebräuche. Wie immer eine befreite, geläuterte Forschung der Zukunft das grosse Räthsel des Lebens und des Todes deuten mag: niemals wird sie zu dem groben Materialismus gerade des Glaubens zurückkehren, der die Unsterblichkeit der Seele und die ewige Freiheit des Geistes zu predigen sich vermisst und doch die Stätte zerfallender Knochen mit einer wunderlichen Pietät umgiebt, die erträumten Rangunterschiede und kleinen Glaubensunterschiede des Lebens bis in's Reich der Särge hinein fortsetzen möchte und von „geweihter Erde“ spricht. Aber auch jene Zeit wird ein Gefühl dafür haben, dass die Menschheit in ihrem lautersten Kampfe, im Kampfe um die Freiheit, gelegentlich der Symbole bedurfte. Und dass, wo immer ein solches Symbol sein Recht forderte, einerlei war, was es war. Wenn es sein musste, dann auch ein Grab

* * *

In der einsamen Kiefernhaide^{*} gelagert, sah ich im Geiste die Schaaren der Feiernden zu den Märzgräbern herantreten. Und über den düsteren Epheuteppich, unter dem schwarzen Geäst der blattlosen Bäume, sehe ich Kranz um Kranz sich niedersenken. Die Schleifen sind fast alle roth, flammend roth. Ein Meer solcher Flammen, solcher rothen Flammen wogt über die morschen Steine mit den verwitterten Namen, presst sich in knisternden Wellen daran, bis sie alle ganz eingehüllt sind, — bis die letzte Schrift ganz erloschen, ganz begraben ist. Wie mein Auge in tief versunkener Schau diesem üppig rothen Frühling folgt, höre ich zugleich an meinem Ohr die Stimme des Zweiflers, des Weltenzweiflers, des ewigen Seefahrers, der nie die Heimath finden kann gleich dem Holländer der Sage, weil er nicht an sie glaubt. Mit dem Lächeln Ahasver's raunt er mir zu, dass die Weltgeschichte eine Geschichte der Missverständnisse sei. Dass die Märzkämpfer gefallen seien auf Grund von Missverständnissen. Dass abermals ein Missverständniss sie zu Vorkämpfern der modernen Freiheitsideen gemacht habe. Und dass auch diese Ideen abermals erwachsen aus dunkler, weltfremden Träumerei. So soll Alles nicht echt sein. Der neue Glaube nicht mit seinen wilden, flammenden Fahnen und Palmenkränzen — und das alte Grab mit seinen grauen Steinen, seinem dunklen Epheu, seiner ganzen stillen, klagenden, verträumten Heimlichkeit nicht Mich fasst diese Weisheit heute nicht mehr, so gross und weise sie auch klingt. Durch die Morgenruhe des Frühlingswaldes tönt mir der Ruf des verzweifelnden Weibes in Schiller's Tell, das sich mit seinen Kindern vor Gessler's Ross wirft: „Rolle die Augen, wie du willst, wir sind so grenzenlos unglücklich, dass wir nichts nach deinem Zorn mehr fragen“ Auch der Nothruf der Freiheit fragt nichts mehr nach dem Zweifel. Ihm gilt es wenig und wenn selbst alle geschichtliche Tradition auch irrt: die Noth irrt nicht. Und wenn das Sehnen nach freierer, nach reinerer Gestaltung der Dinge dieser Welt, sich statt der Märzgräber unter ihrem Epheu diesen Erdhaufen hier am Rain erwählte, um ihn zum Symbol seiner Schmerzen, seiner Hoffnungen zu machen, — auch dieser Erdhaufen mit seinem einsamen Wachholderbusch wäre ebenso geweihtes

Land. So bricht die Entwicklung selbst heraus aus allen Fragen, allen Dunkelheiten der Geschichte mit der Macht des Lebendigen. Aber weil sie diese Macht hat, begreift sie in Wahrheit wohl die wirkliche Weltgeschichte tiefer und besser als der grübelnde Weise, der vor seiner übernächtig dämmernden Lampe die Morgenröthe des erwachenden Tages nicht sieht

Von den Haselkätzchen über mir weht der goldene Blütenstaub. Ein Falter wiegt sich wie trunken von der jungen Sonne im Blau. Fern jetzt ein leises Brausen: ein Bahnzug jagt durch die Kiefernhaide, der Grosstadt zu, die Glöckchen am Bahndamm läuten hell und lustig in den Frühling hinein. Und es wird doch kommen, das grosse Glück, trotz aller Zweifel, trotz alledem. . . .

Der Anarchismus eine Richtung des Sozialismus?

Von A. Hamon in Paris.

(Fortsetzung.)

Die französischen kommunistischen Anarchisten stehen auf demselben Standpunkt wie ihre Gesinnungsgenossen in Spanien, England, Deutschland und Italien. Als 1879 die „Révolte“, ein von Krapotkin, Reclus und Freunden herausgegebenes anarchistisches Blatt, erschien, führte sie den Untertitel „Sozialistisches Organ“. Einige Jahre später führte Krapotkin den Vorsitz bei einer² Konferenz über die Anarchie in der sozialistischen Evolution. Ferner waren die Franzosen auf dem Londoner internationalen Anarchisten-Kongress*) zahlreich vertreten. Diesem Kongress verdankt die Partei ihren Namen: „Internationale Assoziation der revolutionären sozialistischen Arbeiter.“ Eine anarchistisch-kommunistische Gruppe, der unter Anderen S. Merlino, E. Malatesta, C. Malato angehörten, begann 1892 mit der Herausgabe einer Anzahl von Broschüren, unter dem Gesamttitel: „Revolutionäre anarchistisch-sozialistische Propaganda“. Das erste Werkchen, welches erschien, war „Die Nothwendigkeit und die Grundlagen einer Verständigung“ von S. Merlino, der betonte, „dass er vor Allem Sozialist sei.“ Zum Schlusse seien noch folgende Worte Sebastian Faure's aus seinem Werke „Der Weltschmerz“ angeführt: „In der grossen sozialistischen Bewegung am Ausgange unseres Jahrhunderts gehen die Ansichten in zahlreichen Punkten auseinander, in einigen von untergeordneter, aber auch in anderen von grundlegender Bedeutung. So sind zwei sehr verschiedene, einander absolut entgegengesetzte Richtungen entstanden: die freie oder anarchistische und die autoritäre oder staatssozialistische, zwischen denen eine Verständigung zu erzielen ganz unmöglich ist.“ S. Faure, der hier vom Standpunkte der Partei, nicht der Wissenschaft aus, die Dinge betrachtet, sieht, meiner Ansicht nach, dort unüberwindliche, grundlegende Trennungsmomente, wo eine unparteiische Prüfung der Theorien nur verhältnissmässig geringe Unterschiede aufdecken wird. Aber trotz obiger Ansichten über die beiden Gegensätze beansprucht S. Faure, und das möchte ich hervorheben, für beide die Zugehörigkeit zur sozialistischen Bewegung.

*) An diesem Kongress nahm auch ein im Solde des Polizei-Präfekten Andrieux stehender Spitzel theil, der recht mordbrennerische Anträge stellte.

Die Theoretiker des anarchistischen Kommunismus und Kollektivismus aller Länder betrachten sich also als Anhänger des Sozialismus. Ihrer Ansicht nach bilden ihre Gesinnungsgenossen eine sozialistische Sekte. Die unwiderlegbare Wahrheit dieser Thatsache habe ich nunmehr festgestellt.

Lässt man diese Behauptung der kommunistischen und kollektivistischen Anarchisten nun auch ausserhalb der anarchistischen Partei selbst gelten? Hat die Geschichte die Behauptung, sie sei eine sozialistische Sekte, für eine bestimmte anarchistische Gruppe bewährte? Darüber wollen wir zunächst die Sozialisten befragen, die nach ihrer eigenen Aussage keine Anarchisten sind. Nicolò Barbato, der jetzt im Gefängniss schmachtende italienische Sozialist, bezeichnete in seiner Vertheidigungsrede vor dem sizilianischen Kriegsgericht den Anarchismus als „eine sozialistische Schule, die unter einem Banner kämpfe, das von seinem eigenen nicht allzu verschieden wäre.“ In London gründeten 1885 William Morris, Dr. Aveling und andere mehr die „Socialist League“. Unter den Rednern ihrer Sitzungen finden wir die kommunistischen Anarchisten Frank Kitz, G. W. Mowbray und H. Charles. In dem ersten Bande von „The Labour Annual“, welche 1895 der Sozialist J. Edwards herausgab, befinden sich eine Anzahl Portraits von Sozialisten, darunter auch Edward Carpenter, der allgemein als kommunistischer Anarchist bekannt ist. Hierzu finden wir eine Biographie, die ihn als Sozialisten auffasst. Dasselbe ist bei J. H. Kenworthy, einem bekannten Anarchisten, der Fall, dessen Werke sogar in der „Socialist Lecture List“ aufgeführt sind.

Einer der Führer des holländischen Sozialismus, Domela Nieuwenhuis, schreibt in seinem „Le Socialisme en danger“ kurz und bündig: „Ist ein Anarchist ein Sozialist, ja oder nein? Meiner Ansicht nach ist darüber gar kein Zweifel. Was ist in Summa der Kern, die Quintessenz des Sozialismus? Die Bejahung oder die Verneinung des Privat-Eigenthums? Beide, der Anarchist und der Sozialist haben denselben Feind, das Privateigenthum Es giebt also einen gemeinsamen Ausgangspunkt für die Sozialisten und Anarchisten“ Da mir nun von verschiedenen Seiten der Einwurf gemacht werden könnte, Domela Nieuwenhuis sei selbst Anarchist geworden, will ich das Zeugniß Rienzi's, eines erklärten Gegners, anführen. Aus seiner Kritik des Anarchismus tritt klar zu Tage, dass die kommunistischen und kollektivistischen Anarchisten dasselbe Ziel verfolgen, wie die Sozialisten, nur auf anderen Wegen. Das sagt Rienzi übrigens auch wörtlich, und die logische Folgerung seiner Ausführungen ist, dass der Anarchismus eine Richtung des Sozialismus ist. Zu demselben Schluss gelangt man nothwendig auch bei der Lektüre der Schrift „Wohin gehen die Anarchisten?“ von Le Français, obwohl diese Broschüre mit der Exkommunikation der Anarchisten schliesst. Zu erwähnen ist ferner noch „L'Idée Nouvelle“, welche eine streng-marxistische Tendenz hat und Lafargue und Guesde unter ihre Mitarbeiter zählt. Dieses Blatt organisirte ein internationales Meeting, zu welchem durch rothe Plakate eingeladen wurde, die auch den Namen des sozialistischen Anarchisten A. Cipriani trugen. Beweise für meine Ansicht liefern ebenso wie Rienzi und Le Français die sechs Jahrgänge des „Almanach der sozialen Frage“ und der „Sozialistische Almanach“. Dieser brachte unter der Leitung von Maurice Charmey, dem Redakteur der „Petite République“, vierzig Portraits, unter denen sich zehn Anarchisten befanden: Jean Grave, Leo Tolstoi, Zo d'Axa, N. Baroucaud, P. Krapotkin, Bakunin, P. Adam, Louise Michel, Elisée Reclus und Bern. Lazare.

Die Erwähnung dieser bekannten Anarchisten, die Veröffentlichung ihrer Portraits, der Abdruck ihrer Studien in Büchern, Broschüren und Zeitschriften, welche der sozia-

listischen Propaganda dienen sollen, alle diese Einzelheiten sind meiner Ansicht nach unwiderlegliche Beweise dafür, dass die Herausgeber dieser Schriften der Ansicht sind, einige der von den Anarchisten verfochtenen Ideen gehörten zur sozialistischen Doctrin. Für diese Sozialisten sind die Anarchisten — daran kann man keinen Augenblick zweifeln — Sozialisten. Wäre dies nicht der Fall, so würden sie nicht ihre Portraits veröffentlichen und ihre Artikel abdrucken.

In Deutschland führen die kommunistischen Anarchisten den Namen Sozialisten. Die nicht anarchistische sozialistische Partei besteht fast ausschliesslich aus Sozialdemokraten, welche die Anarchisten ausschliessen. Es ist daher recht schwer, in der nicht anarchistischen sozialistischen Litteratur Deutschlands Beweise dafür zu finden, dass der kommunistische und kollektivistische Anarchismus Richtungen des Sozialismus sind. Allerdings rechnet Dr. Friedländer, ein nicht anarchistischer Sozialist, ausdrücklich die kommunistischen und kollektivistischen Doctrinen des Anarchismus zum Sozialismus.

Auch Spanien und Portugal, wo ausser den Anarchisten nur eine verschwindende sozialistische Minderheit besteht, bieten für unsere Untersuchung grosse Schwierigkeiten. Jene kleine Minderheit ist sozialdemokratisch und schliesst die Anarchisten aus. Gleichwohl betrachtet „El Provenir Social“ (21. Aug. 1895 Barcelona) die kommunistischen Anarchisten als Sozialisten. Auch „El Socialismo“, der 1880 in Cadix erschien, vertheidigte häufig den kollektivistischen Anarchismus; ebenso vertheidigte „Ecco Socialista“, eine portugiesische Zeitschrift, die anarchistischen Doctrinen.

Der belgische Sozialismus steht, wenn wir vom Anarchismus absehen, unter dem Einfluss der deutschen Sozialdemokratie. Daher ist es auch viel leichter, in seiner nicht anarchistischen sozialistischen Litteratur Exkommunikationen, als Beweise für meine Behauptungen zu finden. Nichtsdestoweniger finden wir in „L'Etoile Socialiste“ vom 12. Sept. 1895 die bezeichnende Stelle: „Diese beiden friedfertigen Werke (Société Future, Douleur Universelle) sind in der That sehr bemerkenswerth und bilden für die Propaganda der sozialistischen Idee einen sehr werthvollen Beitrag.“

Auch C. de Paepe, der berühmte Vorkämpfer des belgischen Sozialismus, betrachtet die anarchische Gesellschaft als letztes Ziel der Sozialdemokratie.

Wir haben nun die verschiedenen sozialistischen Parteien fast aller Länder befragt, und ihre Antworten führen uns nothwendigerweise zu dem Schluss, dass der Anarchismus eine sozialistische Schule ist. Zu demselben Schlusse sehen sich die Geschichtsschreiber des Sozialismus genöthigt. Mögen sie dem Anarchismus wohlwollend, ablehnend oder unparteiisch gegenüberstehen, die Mehrzahl, wenn nicht alle, haben den kollektivistischen und den kommunistischen Anarchismus in die Geschichte des Sozialismus mit hineingezogen.

So schreibt Sidney Webb in seinem Buche „Socialism in England“: „Die Darstellung der englischen sozialistischen Organisationen würde übrigens unvollständig sein, ohne Erwähnung der anarchistischen Abtheilung, mag sie an Zahl auch noch so verschwindend sein.“ Benoit Malon spricht in seiner Geschichte des Sozialismus von „zwei Richtungen, die unter den italienischen Sozialisten bestehen — Richtungen, welche sich überall in Europa finden — die eine ist die autoritär-kollektivistische und die andere die revolutionär-anarchistische.“ Bei E. de Laveleye finden wir die Stelle „Jedes Jahr vereinigen sich die portugiesischen Sozialisten auf einem Kongress. Ihr Programm ist ein gemässigter Anarchismus.“ Anlässlich seiner Betrachtung des Sozialismus spricht George Renard in „Le Socialisme actuel en France“ von einem „Baum, der sich in zwei Hauptäste theilt, von denen jeder wieder seinerseits zwe-

grosse Zweige aussendet Der eine dieser Zweige ist der anarchische Kommunismus.“

Man bekommt also stets dieselbe Antwort auf unsere Frage, ob man die kommunistischen und kollektivistischen Anarchisten oder die Sozialisten der verschiedenen Schulen aller Länder oder gar die Geschichtsschreiber befragt. Wenn sie unbekümmert um die Interessen des Augenblicks, die Nothwendigkeiten der täglichen Politik, die Dinge mit jener Unbefangenheit betrachten, welche nicht viele von denen besitzen, die in den heissen politischen Kampf hineingerissen werden, so bestätigen sie uns alle, dass der Sozialismus in verschiedene Systeme zerfällt, unter denen der Kommunismus und der Kollektivismus ihrerseits wieder in mehrere Arten sich theilen, und dass eine dieser der Anarchismus ist.

In vorstehenden Ausführungen haben wir also geschichtlich nachgewiesen, dass der Anarchismus (der kommunistische, kollektivistische) eine Richtung des Sozialismus ist. Es giebt einen Anarchismus, der zum Sozialismus gehört.

III.

Die Zugehörigkeit des anarchistischen Kommunismus und Kollektivismus zum Sozialismus kann man vernünftigerweise nicht von einer Identität der Doctrinen abhängig machen. Nothwendig, aber auch ausreichend hierzu ist vielmehr, dass die Doctrinen gewisse gemeinsame Kennzeichen haben. Es kommt also darauf an, zu untersuchen, ob den Lehren des kommunistischen und des kollektivistischen Anarchismus Kennzeichen eigenthümlich sind, die man gewöhnlich als sozialistische bezeichnet. Hierzu müssen wir zuerst erfahren, was man unter Sozialismus und unter anarchischen Kommunismus und Kollektivismus versteht.

Wie E. de Laveleye feststellt, ist bisheran noch keine klare, genaue und erschöpfende Definition des Sozialismus gegeben worden. Eine kritische Untersuchung der vorhandenen Erklärungen ergibt, dass der Sozialismus wesentlich eine Art System — soziale Doctrin — ist, wonach das ganze Eigenthum oder ein Theil desselben, den man als Produktionsmittel bezeichnet, vergesellschaftet wird.

Die Analyse der verschiedenen Systeme, welche ihre Gründer, Anhänger und Gegner sozialistische genannt haben, zwingt zur Feststellung, dass ein gemeinsames Kennzeichen — jenes allein — sie vereinigt. Dieses Kennzeichen ist die Vergesellschaftung der Produktionsmittel.

In der Vergesellschaftung der Produktionsmittel stimmen alle sozialistischen Gruppen überein. Genau genommen ist dies die einzige gemeinsame Beziehung, die Einen sind Reformisten, die Anderen Revolutionäre; die Einen streben nach der Eroberung der politischen Gewalt, die Anderen wollen sie nicht; die Einen wollen den Staat, die Anderen wollen ihn unterdrücken. Wenn auch diese Verschiedenheiten sich zwischen den einzelnen Menschen, den einzelnen Gruppen noch zuspitzen, so giebt es doch dessen ungeachtet, ein gemeinsames Band, welches alle diese Menschen, alle diese Gruppen unter einander, festhält, und dieses Band ist das gemeinsame Streben nach Vergesellschaftung der Produktionsmittel.

Wir können also definiren: Sozialistisch ist jede soziale Doctrin — jedes soziale System — der zu Folge die Produktionsmittel vergesellschaftet werden. Ferner: Sozialist ist jeder Anhänger oder Gründer einer sozialistischen Doctrin oder eines sozialistischen Systems.

Suchen wir nun die Ausdrücke „Kommunismus“ und „Kollektivismus“ zu definiren. Die Thatsache, dass man den Ausdrücken Kommunismus und Kollektivismus nähere Bezeichnungen zufügt, zeigt uns, dass es wenigstens einen Kommunismus und

einen Kollektivismus geben muss, der nicht anarchisch ist. Wir müssen also logischerweise untersuchen, was diese Ausdrücke, an sich unabhängig von den beigefügten Bezeichnungen, bedeuten. Schliesslich werden wir zu untersuchen haben, welche Veränderungen die Ausdrücke erleiden — wenn überhaupt eine eintritt — wenn sie als anarchisch bezeichnet werden.

Indem man diese Untersuchung sowohl für den Kollektivismus als für den Kommunismus vornimmt, findet man, dass diese wesentlich soziale Doctrinen sind, nach welchen beim ersteren die Produktionsmittel im Kollektivbesitz sind, beim letzteren das gesammte Eigenthum gemeinsam ist. Beim Kollektivismus bleibt das individuelle Eigenthum an Genussgegenständen erhalten, beim Kommunismus besteht gar kein individuelles Eigenthum*). Bei diesen beiden sozialen Systemen geht ein gleicher Theil des Eigenthums in Kollektiv- oder Kommunalbesitz über, d. h. er wird sozialisirt. Dieser Theil sind die Produktionsgüter.

Logischerweise gehören also der Kommunismus und der Kollektivismus zum Sozialismus. Sie sind sozialistisch, und ihre Anhänger sind Sozialisten.

Wird man nun, wenn man die eine oder andere sozialistische Doctrin mit dem Anarchismus in Verbindung bringt, eine wesentliche Veränderung dieser Doctrin herbeiführen? Wird, mit einem Worte, diese Veränderung von solcher Bedeutung sein, dass der Kommunismus aufhören wird, das private Eigenthum an Produktionsmitteln in kommunes, der Kollektivismus aufhören wird, es in kollektives zu verwandeln?

Kommunismus und Kollektivismus sind, wie wir wissen, ihrem Wesen nach ökonomische Doctrinen. Ihr Wesen beruht auf einem Modus des Eigenthums. Wir erinnern daran, dass der Anarchismus eine, seinem Wesen nach, politische, moralische Doctrin ist. Sein Wesen beruht auf dem Fehlen einer eingesetzten Autorität. Aus der Thatsache, dass es verschiedene Gebiete sind, auf welchen sich einerseits der Kommunismus und der Kollektivismus (ökonomisches Gebiet) und andererseits der Anarchismus (politisch-moralisches Gebiet) bewegen, folgt, dass man diese beiden Doctrinen mit einander in Verbindung bringen kann, ohne das Wesen der einen oder der anderen zu verändern. Der menschliche Geist kann eine Doctrin fassen, nach welcher keine Regierung besteht, und nach welcher die Produktionsmittel sozialisirt sind. Ich glaube nicht an die theoretische Möglichkeit eines Beweises dafür, dass der menschliche Geist in Folge des vorhandenen Widerspruches zwischen dem Nichtbestehen einer Regierung und der Sozialisirung der Produktionsmittel eine solche Konzeption nicht logischerweise haben könnte**). So lange nicht der unwiderlegbare Beweis hierfür erbracht worden ist — was meiner Meinung nach unmöglich ist — sind wir logischerweise zu der Annahme gezwungen, dass es eine Doctrin geben kann, welche einen Gesellschaftszustand anstrebt,

1. ohne Herrn, ohne eingesetzte Autorität,
2. mit sozialisirten Produktionsmitteln.

Diese Doctrin, die wir im Anarchismus-Kommunismus und im Anarchismus-Kollektivismus finden, welche die Sozialisirung der Produktionsmittel gelten lässt, gehört zum Sozialismus. Der Kommunismus und der Kollektivismus hören, indem sie anarchisch werden, nicht auf, die Ueberführung der Produktionsgüter in kommunes oder kollektives Eigenthum zu fordern; sie bleiben also sozialistisch, und ihre Anhänger

*) Man muss dies als Sprachwendung nicht wörtlich hinnehmen; denn in Wirklichkeit wird stets ein gewisser Antheil an Sachgütern individuelles Eigenthum bleiben, wie an Kleidern, Lebensmitteln etc.

**) Wir haben kein Bedürfniss, zu erfahren, ob diese Konzeption sich verwirklichen lässt oder nicht. Wir beurtheilen hier nicht die Doctrinen, sondern suchen in sie einzudringen, ihr Wesen zu begreifen.

sind Sozialisten. Diese Doctrinen sind auf politisch-moralischem Gebiet anarchistisch; in Bezug auf die Oekonomie sozialistisch. Ihre Anhänger sind zugleich Sozialisten und Anarchisten.

Die Behauptung, der kommunistische und der kollektivistische Anarchismus seien keine Doktrinen des Sozialismus, steht also im Widerspruch mit der historischen und logischen Wahrheit, denn wir haben historisch und logisch nachgewiesen, dass der Sozialismus den anarchischen Kommunismus und Kollektivismus in sich einschliesst.

(Schluss im nächsten Heft.)

Entwicklung und Klassencharakter des geltenden Strafrechts.

Von Dr. jur. A. Berthold in Berlin.

Hinter dem allgemeinen Stande der menschlichen Erkenntniss sind die geltenden Gesetze weit zurückgeblieben und dieser Gegensatz ist zum Greifen nahe gerückt durch die Theorie des ökonomischen Materialismus, welche in der Konzeption von Karl Marx alle Erscheinungen des Gesellschaftslebens in den Fluss einer beständigen gesetzmässigen Entwicklung gestellt hat. Und was von den Gesetzen gilt, gilt auch von der Strafrechtspflege in den Gerichten, die durch ihre Mängel alle Mängel des Gesetzes verschärft.

Das Strafrecht der Germanen ging von Rache (Familienfehde) und Busseleistungen aus, trug also ursprünglich den Charakter einer privaten Wiedervergeltung, die durch Entschädigung des Verletzten vermieden werden konnte. Jedoch wurden zur Zeit des Tacitus schon Verbrechen gegen die Allgemeininteressen, so u. a. Volksverrath, mit dem Tode bestraft. Allmählich hatte die Busse (Wergeld) aus sich das Friedensgeld als öffentliche Geldstrafe ausgeschieden, und der Spielraum der Todesstrafe sich auch auf Privatdelikte dadurch erstreckt, dass die Friedloslegung (Aechtung) des unbotmässigen oder säumigen Wergeldschuldners denselben der Tödtung durch Jedermann preisgab. Andererseits schwächte sich die Todesstrafe für gewisse Fälle zu Verstümmelungsstrafen ab. Die Vermögensstrafen behaupteten sich aber für die Mehrzahl aller Strafthaten in erster Linie. Dies war das Recht der fränkischen Zeit sowohl, wie des dieselbe ablösenden Feudalismus, bis zur Zeit der Rezeption sich unter dem Einfluss der wirthschaftlichen Bewegung ein verschiedener Umschwung in Bezug auf die Kriminalität entwickelte. „Der Typus des arbeitslosen Proletariats erwuchs. Er vagabundirte auf dem Lande, er wanderte in die Städte und mischte sich dort mit dem Auswurf des städtischen Handels und Gewerbes, und sicher waren die Kontingente, welche die Städte zu dieser neuen grossen unproduktiven Bevölkerungsschicht stellten, nicht gering. . . . Sein Dasein genügte, um sofort auch das Thätigkeitsfeld der Strafjustiz erheblich zu verändern. Betrachtete man die erwerbslosen Individuen, die vom Leben nichts mehr zu hoffen hatten, als Gesammtheit, so stellte sich diese in ihrer Kehrseite als ein bewegliches flüssiges Heer dar, das mit der geordneten Gesellschaft auf dauerndem Kriegsfuss lebte. Von dem Bettler, der an Kirchenthüren um Almosen ansprach, von dem Tabletkrämer, der auf

den Märkten seine geringe Waare feilbot, war nur ein Schritt bis zu dem Schwindler, der sich die Spende durch erdichtete Verkrüppelung erschlich oder durch Anpreisung werthloser Wunderarzneien und falscher Reliquien seine leichtgläubigen Mitmenschen brandschatzte.

Gerade diese Folgen des Umschwungs der sozialen Verhältnisse, das numerische Ueberhandnehmen mittelloser Verbrecher war es, was das Arbeitsfeld der Justiz so sehr veränderte, dass nothwendig auch die Form der Justiz verändert werden musste. Hatten von den beiden grossen Strafarten im Mittelalter die Vermögensstrafen den Vorzug vor den Leibesstrafen behauptet, so mussten sie jetzt in den Schatten zurücktreten. Gegen die Gauner aus der Hefe des Volkes verding das überkommene Geldstrafensystem nicht mehr. Bei ihnen war für die Staatskasse nichts zu holen. Zahlreicher als früher, am reichlichsten zuerst wohl in den Städten, mussten die bisher nur als Ersatz und Nothbehelf behandelten Leibesstrafen verhängt werden, schliesslich so zahlreich, dass sie am Ende nicht mehr die Aushilfe, sondern die Regel darstellten. Nicht durch einen einmaligen und grundsätzlichen Wechsel, sondern durch die allmählich veränderten Bedingungen der Handhabung der bisherigen Strafmittel wurde die Strafe, die der Justiz ihre markante Physiognomie giebt, Tödtung, Verstümmelung, Geisselung statt der grossen und kleinen Geldbussen.“¹⁾ Den gesteigerten Aufgaben der Staatsgewalt entsprach die aus dem römischen und kanonischen Recht erwachsene italienische Praxis des Strafrechts und Strafprozesses, welche allmählich in Deutschland eindrang und in der bedeutsamsten gesetzgeberischen That des sechzehnten Jahrhunderts, der von Schwarzenberg verfassten Bamberger Halsgerichtsordnung und der 1532 dieser nachgebildeten peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's V. für das Reich, der *Constitutio criminalis Carolina* (C. C. C.), ihre Ausgleichung mit dem einheimischen Rechte fand. Die stetige Zunahme des Vagabundenthums, fortwährend begünstigt durch die allgemeine Entwicklung führte seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aber überall zu polizeilichen Massnahmen, die sehr bald den Charakter einer ausserordentlichen Strafjustiz annahmen, indem man von der Landesverweisung, mit der man sich früher begnügt hatte, zu Prügelung, zwangsweiser Verbringung in private Dienste, zur Transportation auf Galeeren oder in öffentliche Arbeitsstätten griff, und mit diesem, gegen den arbeitslosen Proletarier gerichteten Verfahren die henkermässige Unschädlichmachung des Gewohnheitsverbrechers, den man als vogelfrei behandelte, verband. „In ziemlich rascher Entwicklung wurde die Todesstrafe und die schwere Verstümmelung zum alltäglichen, zum Universalstrafmittel, zu der Strafe, die im Zweifel stets zur Anwendung kam, wenn die Obrigkeit von der Gefährlichkeit des Delinquenten überzeugt war.“

Die beispiellose Grausamkeit dieser Blutjustiz, die relative Wirkungslosigkeit derselben und die Milderung der im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert durch die Zeitläufte verrohten Sitten führten am Ende des letzteren Jahrhunderts endlich zu einer Reaktion, die aus der öffent-

¹⁾ R. Schmidt. Die Aufgaben der Strafrechtspflege. 1895. S. 178—184.

lichen Zwangsarbeit die Freiheitsstrafe, das Rückgrat aller modernen Strafrechte, entwickelte. „Das Werkhaus (Spinn- oder Zuchthaus) wurde der unblütige Ersatz der physischen Vernichtung,“ allerdings zunächst ebensowohl Armen- und Korrekptionsanstalt als Strafanstalt. Die neuere Gesetzgebung hat alsdann die Freiheitsstrafen, nach Art und Dauer auf das Reichlichste abgestuft, dem Richter als prinzipielle Strafmasse in die Hand gegeben, das Gefängniswesen im Sinne einer erziehlich bessernden Einwirkung auf den Sträfling zu ordnen versucht und allmählich die Leibesstrafen ausser der für das schwerste Verbrechen gegen das Leben (Mord, sowie Mordversuch am Kaiser oder Landes-herrn) beibehaltenen Todesstrafe beseitigt. Die Vermögensstrafen sind neben diesem System belanglos und unentwickelt. Die wichtigsten neueren gesetzgeberischen Erscheinungen in Deutschland waren das bayerische Strafgesetzbuch von 1813, das Werk des Kriminalisten Anselm Feuerbach, und das preussische Strafgesetzbuch vom 14. April 1851, an welches sich das geltende Reichsstrafgesetzbuch vom 15. Mai 1871 (zunächst publizirt als Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund am 31. Mai 1870) anlehnt. Die Mangelhaftigkeit dieses Gesetzbuches wird bereits bedingt durch die Weiterschleppung eines ganzen Wustes von abgestorbenen Vorstellungen früherer Zeiten, vor Allem der falschen Theorie der Willensfreiheit, welche das menschliche Handeln ausserhalb des allgemeinen Naturgesetzes der Kausalität setzt, und in Verbindung hiermit der Gerechtigkeitsstrafe, die der That des Verurtheilten in erreichbarster Gleichung entsprechen will: Uebel für Uebel. Was der Proletarier dagegen im Allgemeinen vom Strafrecht erwartet, hat der italienische Sozialist Ferri kurz und schlagend zusammengefasst: „Das Strafrecht, das ursprünglich als eine einfache Abwehr gegen antisoziale Handlungen auftritt, strebt nach Wiederherstellung des Schutzzweckes der Strafe und nach Befreiung von allen theologisirenden Ansprüchen auf sühnende Gerechtigkeit, welche durch die Hypothese der Willensfreiheit in den ursprünglichen Schutzgedanken hineingelegt sind. Die moderne Erforschung der natürlichen und sozialen Faktoren des Verbrechens hat die Absurdität und Unmöglichkeit nachgewiesen, die Schuld des Verbrechers durch Gesetzgebung und Rechtsprechung zu wägen und zu messen, und das Strafmass darnach zu bestimmen; sie hat vielmehr gezeigt, dass man sich darauf beschränken muss, Personen, die nicht in das bürgerliche Leben hineinpassen, vorübergehend oder dauernd aus demselben zu entfernen, wie das unter geordneten Verhältnissen mit Irren und mit an Infektionskrankheiten leidenden Individuen zu geschehen hat.“¹⁾

Den Gefühlsbedenken, welche aus dem hergebrachten irrigen Begriff der moralischen Schuld einem derartigen Strafrechte immerhin noch begegnen mögen, halten wir die einleuchtenden Sätze van Houten's entgegen: „Man rottet das Unkraut aus und man tödtet die gefährlichen Thiere, ohne ihnen Schuld beizumessen; man handelt so unter dem Ein-

¹⁾ E. Ferri. Sozialismus und moderne Wissenschaft. Uebers. von Kurella. 1895. S. 95.

flüsse der zwingenden Macht des Selbsterhaltungstrieb. Dieser Trieb ist die wirksame und unentbehrliche Stütze der gesellschaftlichen Zustände; die Behauptung, dass nur moralisch Schuldige zu bestrafen seien und in dem Masse als sie moralisch schuldig befunden werden, lähmt sogar seine Kraft und zersetzt die Gesellschaft. Denn die tiefere Untersuchung eines Kriminalfalles erregt beinahe ausnahmslos das Mitleid und lässt den Verbrecher als Opfer von Faktoren erscheinen, für welche er moralisch nicht verantwortlich ist. Nicht darin liegt die Inhumanität des Strafrechts, dass man den Verüber wirklich unzulässiger Thaten bestraft und ihm das Handwerk legt, sondern, dass man Strafen androht gegen Handlungen, die ohne Gefahr für die Gesellschaft zugelassen werden können, oft selbst gegen Handlungen, welche zur Besserung der gesellschaftlichen Zustände dienen und nur die zeitweiligen Machthaber bedrohen. Während der Pfaffenherrschaft ist die Elite der Geister vertilgt und gelähmt worden, als wären diese das Unkraut und die Pfaffen der Weizen. Das war inhuman. Die weltlichen Despoten wüthen noch in unserer Zeit gegen jede Richtung, die eine Aenderung der staatlichen Zustände herbeiführen oder selbst nur durch intellektuelle Entwicklung vorbereiten will. Auch das ist inhuman. Aber Hyänen in Menschengestalt auszurotten oder einzusperrn, das aus Arbeit stammende Eigenthum gegen Uebergriffe von Faulenzern zu schützen, ist zur Selbsterhaltung der Gesellschaft und zur Erhaltung friedlicher Zustände nothwendig, ganz abgesehen von jedweder moralischen Zurechnungsfähigkeit der Individuen.“*) Die soziale Ordnung verlangt möglichste Vorbeugung der Kriminalität, im Uebrigen Unschädlichmachung. Anstatt aber die gesellschaftlichen Ursachen zu bekämpfen, welche das Verbrechen am häufigsten bedingen: schlechte Erziehung, schlechten Lohn, Arbeitslosigkeit, Druck und Entbehrung aller Art bei den Einen, zügellose Erwerbs- und Genussucht, Ueberfluss und Uebermuth bei den Anderen, gefällt sich der heutige Gesetzgeber unter lebhafter Assistenz der Gerichte — um mich weiter eines Bildes Ferri's zu bedienen — darin, einem Hygieniker zu gleichen, der, um einen Sumpf bewohnbar zu machen, mit dem Revolver nach den Mücken schösse, anstatt der Fäulniss durch rationelle Drainirung zu begegnen, nur dass die Mücken in diesem Bilde leider in der Wirklichkeit Menschen sind. Allein vom Jahre 1882 bis zum Jahre 1893 ist die Zahl der (von bürgerlichen Gerichten, mit Ausschluss der Militärjustiz) wegen Verbrechen oder Vergehen gegen die Reichsgesetze Verurtheilten, (um die Zahl sämmtlicher Verurtheilten, auch solcher wegen blosser Uebertretungen oder wegen Vergehen gegen Landesgesetze, zu erhalten, muss man ungefähr das Vierfache rechnen!) von 329968 jährlich bis auf 430403 gestiegen, bei einer Bevölkerungszunahme von 45719000 auf 50778000. Während die Bevölkerung also um den neunten Theil wuchs, ist die Kriminalität beinahe um den dritten Theil gewachsen. Hierfür giebt es nur zwei Erklärungsmöglichkeiten: die wie eine Springfluth anschwellende Noth des Proletariats und in ihrem Gefolge die Massenursachen des Verbrechens oder ein verirrtes Strafrecht.

*) van Houten. Das Causalitätsgesetz in der Sozialwissenschaft. 1888. S. 71.

Wir haben allen Grund, einem aufmerksamen Beobachter zu glauben, der versichert: „vor dreissig und vierzig Jahren aus eigener Anschauung blühende Dörfer gekannt zu haben, in denen sehr Vieles von dem unanstössiger Brauch war, was heute, in einzelnen grossen Städten wenigstens, als Vergehen gegen das Eigenthum, als Sittlichkeitsvergehen, grober Unfug, Majestätsbeleidigung u. s. w. bestraft zu werden pflegt. Wären die Bauern jener Dörfer damals — wie es heute dort aussieht, wissen wir nicht — mit diesem Maassstabe gemessen worden, so würden sie, anstatt dem Vaterlande Prachtweizen, Prachtkühe und Prachtjungen zu liefern und den Steuersäckel zu füllen, das ganze Jahr hinter Schloss und Riegel gesessen haben, und mit den ihnen unbekanntem Schutzleuten würde auch noch der Widerstand gegen die Staatsgewalt bei ihnen eingezogen sein“.⁴⁾

Auf diese missbräuchliche Ausdehnung des Strafbaren, den „finsternen Geist einer übermässigen Strafverfolgung“ ist man denn nachgerade auch von Seiten einsichtiger Gegner der proletarischen Bewegung aufmerksam geworden. Das Reichsgericht muss sich von bürgerlicher Seite vorwerfen lassen, dass seiner Indikatur das fehlt, „was auch dem verstandemässigen menschlichen Thun erforderlich ist, um es zu adeln — das menschliche Herz,“ und dass es „das Talent seiner Mitglieder in der Ersinnung neuer Strafverfolgungsmomente verbraucht, wie hierbei das Gebiet des Strafrechts, in welchem die einfachsten gemeinverständlichen Grundsätze herrschen sollten, zur Domäne formalistischer Klügeleien wird, und wie der Gedanke, dass die Volksthümlichkeit der Rechtsprechung ein nationales Gut ist, ganz abseits von dem Kreise der Erwägungen des höchsten Gerichtshofes liegt,“ die Staatsanwaltschaft, „dass sie recht eigentlich die Karriere für dasjenige Menschenmaterial bildet, welches en tout cas ministeriell ist“. Die unteren Gerichte schätzt derselbe bürgerliche Kritiker mit kühlem Hohn dahin ein: „Wer den Satz aufstellen wollte: In Preussen wird die Strafrechtspflege von der Staatsanwaltschaft geübt, gemildert durch ein Vetorecht der Gerichte gegenüber extravagantem Ansprüchen derselben — der würde zwar rechtlich etwas Unrichtiges aussprechen, aber von den thatsächlichen Verhältnissen nicht allzuweit sich entfernen . . . Strafen, mehr Strafen und noch mehr Strafen! Das ist der Geist, den die Staatsanwälte und die den staatsanwaltschaftlichen Auffassungen huldigenden Richter aus den Entscheidungen des Reichsgerichts für sich herauslesen.“

Die Strafen selbst wirken aber in grösstem Umfange als Quelle neuer Straftthaten. Im Jahre 1890 (die Zahlen für spätere Jahre liegen mir nicht vor) wurden $62\frac{3}{10}$ pCt. der Verurtheilten (Gesamtzahl: 381450) mit Gefängniss von zusammen 42738 Jahren und im Durchschnitt je 66 Tagen, $2\frac{9}{10}$ pCt. mit Zuchthaus von 27706 Jahren und im Durchschnitt je 2 Jahren 176 Tagen bestraft; somit erlitten im Ganzen $65\frac{2}{10}$ pCt. aller Verurtheilten Freiheitsstrafen. Dies sind ungeheuerliche Zahlen, wenn man bedenkt, wie jede Freiheitsstrafe auf die Erwerbsfähigkeit vernichtend wirken kann, welch' ungezähltes Elend also durch die wirthschaftlichen Nachwirkungen derselben über die Verurtheilten

⁴⁾ Carl Jentsch, *Weder Kommunismus noch Kapitalismus* 1893, Seite 172.

und deren in Mitleidenschaft gezogene Angehörigen gebracht wird. „Wesshalb, fragt Professor Bruck mit Recht, die Gefängnisse mit harmlosen Menschen füllen und ihnen den Makel einer gerichtlichen Bestrafung aufdrücken? Gerade der kleine Mann und die von ihm abhängige unschuldige Familie wird oft durch eine Freiheitsstrafe von nur wenigen Tagen oder durch eine Geldstrafe, die dem Ernährer auferlegt wird, schwer getroffen. Nicht selten werden ordentliche Menschen durch eine solche an sich geringfügige Veranlassung auf die Bahn des Verbrechens gedrängt.“*) Gleich diese Justiz nicht häufig jener französischen Geistlichkeit des Mittelalters, die einst, um eine Hungersnoth abzuwenden, dreitägige Fasten anordnete? Stellt man sich aber selbst auf den Standpunkt der Gerechtigkeitsstrafe, und liesse man selbst gelten, dass in dem im Strafgesetzbuche enthaltenen Thatbeständen und Strafandrohungen eine leidlich durchgeführte Proportionalität obwalte, so hat dasselbe doch nicht einmal den Versuch gemacht, eine allgemeine, aus dem heutigen Aufbau der Gesellschaft sich entwickelnde Stufenfolge der antisozialen Handlungen: der Sozialschädlichkeiten in ihrem eigenthümlichen Grössenverhältniss einer gleichen Stufenfolge von Vergeltungsübeln gegenüberzustellen und zu unterwerfen, vielmehr unter Aufrechterhaltung der überlieferten Kategorien und Ablehnung jeder für die herrschenden Klassen unbequemen Neubildung, im Wesentlichen nur die einseitige Gesellschafts-Auffassung dieser Klassen zum Ausdruck gebracht, woraus denn folgt: ausgebildetster Paragraphenschutz der privaten Rechtsgüter und der öffentlichen Ordnung gegen die im Wesen des Proletariates wurzelnden Unrechtsformen und ausgiebigste Panzerung der herrschenden Klassen als Inhaber der Staatsgewalt, dagegen Konnivenz hinsichtlich nicht-proletarischer Unrechtsformen bis zur gänzlichen Nichtbeachtung derselben, soweit sie sozialen Entwicklungen neueren Datums entspringen. Die römischen Gladiatorenspiele kannten die Gegenüberstellung eines gewappneten Kriegers und des nackten Retiariers, der sich nur mit Netz und Dreizack vertheidigte. Der Proletarier gleicht unter diesem Strafrecht in mancherlei Hinsicht einem Retiarier ohne Waffe, auf den der gewappnete Krieger nach Kräften losschlägt.

Das arme Mädchen, welches, durch Schande oder Noth getrieben, ihr Kind vor oder nach der Geburt tödtet, verfällt schwerer Freiheitsstrafe — der Verführer ist dem Strafgesetz nicht erreichbar; auch nicht der kapitalistische Unternehmer, der durch Missbrauch der Arbeitskraft seine Arbeiter dem Siechthum und vorzeitigen Tode preisgibt, oder seine Arbeiterinnen durch unzulängliche Löhne auf die Prostitution anweist. Die „Frau aus dem Volke, die ein Auge zudrückt, wenn der Bräutigam ihrer Tochter einen Tag vor der Hochzeit in ihrem Hause nächtigt,“ wird wegen Kuppelei dem Zuchthaus überliefert — zur möglichst ungefährlichen Befriedigung des Unzuchtbedürfnisses der zahlungsfähigen Männer werden von Behörden Strassen eingerichtet, Schaaren von Beamten gehalten und Aerzte angestellt. Der Arbeitslose wird als Bettler bestraft — derselbe Fabrikant, der die Arbeiter haufenweise auf die Strasse wirft,

*) F. Bruck, Fort mit den Zuchthäusern 1894, Seite 2.

um den durch ihren Schweiß erzielten Gewinn nicht während der Zeit, in der er sie nicht ausbeuten kann, mit ihnen zu theilen, übergibt den Bettler dem dienstfertigen Gensdarmen. Und gar der Wanderbursch? „Die beiden Uebel, die zu allen Zeiten als die grössten nach der Schuld gegolten haben: Hunger und Obdachlosigkeit, und die in früheren Zeiten den Betroffenen zu einem Gegenstand des Mitleids und der Ehrfurcht machten — dem Zeus gehörte im Alterthum der mittellose Fremdling und Christum sah das Mittelalter nach Matth. 25, 35 im Bettler —, diese beiden grössten Uebel zu Verbrechen zu stempeln, den ihnen Verfallenen als Auswurf der Menschheit, als Ungeziefer zu behandeln und ihn gleich einem wilden Thiere zu hetzen, so dass er hungrig, halb erfroren und mit wundgelaufenen Füßen auch noch das verkörperte böse Gewissen sein muss, das vor jedem Stück grünen, blauen und rothen Tuchs erschrickt und jedem gut gekleideten Menschen scheu aus dem Wege geht, dieser Kulturfortschritt ist unserer humanen Zeit vorbehalten geblieben.“ Springt der so oder so aus der Gesellschaft Verstossene in die Armee der grossstädtischen Verbrecher ein, so bringt ihn ein Einbruch oder mehrfach wiederholter Diebstahl in's Zuchthaus, selbst, wenn es sich um geringen Werth handelt, und doch wird im Deutschen Reiche in einer Börsenwoche straflos das Zehn- und Hundertfache von dem, was sämtliche Diebstähle des Jahres an gehäuften Werth erreichen mögen, von genuss- und habsüchtigen Spielern dem arbeitenden Theile der Nation geraubt. Die Nachsicht gegenüber dem Duell im Gegensatz zur rücksichtslosen Bestrafung der Körperverletzung in den unteren Ständen, der unzureichende Schutz des Bürgers gegenüber dem Exekutivbeamten, dessen Ausschreitungen sich ausnahmslos gegen den niedrig Stehenden richten, und im Zusammenhang damit die das Proletariat treffenden harten Strafen wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt: alle diese Beispiele bezeugen den Klassencharakter des geltenden Strafrechts.

Die Kunst und das Volk.

Von Hugo Ernst Schmidt in Berlin.

Seit den bildnerischen Offenbarungen aus dem bäuerlichen Leben von Millet, die nicht anekdotenhaft von idyllischer Schönheit und Glückseligkeit des ländlichen Bewohners weiterträumten, sondern den grobknochigen kämpfenden Menschen zeigten, der im Scheweisse seines Angesichts mit der Erde um sein Dasein ringt; von den Darstellungen des rastlosen und tosenden Lebens der brandenden Grossstadt von Manet, und den Verherrlichungen des industriellen Arbeiters von Menzel und Courbet, die nicht oft genug Sujets aus dem Leben des Proletariats zu ihren künstlerischen Vorwürfen machten — ich erinnere an das Eisenwalzwerk von Menzel, an seine Schleiferei, die grandiosen Steinklopfer von Courbet etc. — seit dem Auftreten dieser Künstler hat eine Revolution in der Malerei getobt, die die alten Formeln und heilig geglaubten Gesetze der alten Richtungen in der modernen Kunst verwehte und von Grund aus neue Anschauungen und neue Maximen, die wieder den grossen Bestrebungen der alten Kunst — ich meine die gute alte klassische Kunst und die Kunst

der Renaissance — sich zuwandten und neues, frisch pulsirendes Leben in die altersschwach gewordene Kunst unseres Jahrhunderts brachten.

„Die Kunst soll die Darstellung des Schönen sein“ . . . das ist die Weisheit, mit der unsere altmodischen Kunstphilosophen das Wesen der Kunst erschöpft zu haben glauben. Diese Deutung steht ganz im Einklang mit dem metaphysischen Dunkel, das die Weltanschauung der letztvergangenen Tage um alle Aeusserungen des menschlichen Lebens gewoben hat. Ueberall finden wir den kategorischen Imperativ zur Münzung absoluter Werthe, in der Philosophie und Wissenschaft, in der Moral und dem ganzen Gesellschaftsleben. Beginnt man aber diese absoluten Werthe zu analysiren, so lösen sie sich in schemenhafte Abstraktionen auf, und aus dem kategorischen Imperativ, aus dem „Muss“ und „Soll“ ergibt sich nur ein „Sein“, eine simple Abhängigkeitsbeziehung.

So ist es auch in der Kunst. Sucht man den Begriff des Schönen zu fassen, so stösst man auf ein formloses, vages Etwas, das wesenlos und gestaltlos aus den Fingern rinnt, und das von dem Einen in diese, von dem Andern in jene Form gegossen wird. Untersucht man den kategorischen Imperativ der Kunst zu verschiedenen Zeiten, bei den Griechen, den Römern, den renaissancezeitlichen Italienern, Niederländern, Deutschen oder Spaniern, so finden wir, dass bei den Kunstwerken aller dieser Epochen der schaffende Künstler sich nie danach fragte, welcher „Forderung“ er zu genügen habe, sondern dass sein Schaffen aus dem ihm innewohnenden Triebe heraus geschah.

Da der Künstler selbst aber als Produkt seiner Zeit und seiner Gesellschaftsepoche erscheint, und mit Tausend unzerreissbaren Fäden mit seinem Milieu verknüpft ist, so stellt sich auch sein Werk selbst als das Produkt der Wirkungen dieses Milieus dar. Das Kunstprodukt entspricht seiner Zeit und seiner Gesellschaft, und es findet deshalb auch in dieser Gesellschaft den geeigneten Resonanzboden, wird von ihr getragen und zum Gemeingut dieser Gesellschaft. Aber nur eine wirkliche Künstlernatur steht in diesem feinfühligem Kontakt mit seiner Umgebung. Wer diesen Kontakt nicht hat und nur künstlerisches Darstellungsvermögen, das gewöhnliche Talent besitzt, vermag wohl die Kunst nachzuahmen; sein Werk tritt wohl mit dem Aplomb des wirklichen Kunstwerkes auf, aber es vermag nur die blasirten Sinne dieser oder das brutale Empfinden jener Gesellschaftsschicht zu erregen, ohne jedoch jemals Gemeingut der ganzen Gesellschaft werden zu können; es versinkt so rasch, wie es gekommen ist.

Nur das, was in der jeweiligen Gesellschaftsperiode von künstlerischer Bethätigung vollen Widerhall findet, gilt ihr als das absolut Schöne, aber indem es ein Korrelat der jeweiligen Gesellschaftsempfindungen und Gesellschaftsanschauungen ist, ist es auch für diese Gesellschaft das absolut Wahre. Und so stösst uns denn die, nun nicht mehr seltsam erscheinende Thatsache auf, dass die Kunstdenkmäler aller Zeiten, die der Nachwelt überliefert wurden, realistisch im Sinne der jeweiligen typischen Gesellschaftsanschauung sind; dass die echte Kunst zu allen Zeiten realistisch gewesen ist. Rückwärts betrachtet sind darum die Kunstwerke der verschiedenen Entwicklungsperioden der Menschheit so gut ein Spiegelbild des gesammten Gesellschaftslebens wie die Götter und die Religionen der verschiedenen Zeiten.

Die gegenwärtige Zeit ist charakterisirt durch die Herrschaft des Bürgertums, darum hat auch nothwendig die herrschende Kunstrichtung, die allerdings und glücklicher Weise jetzt im Absterben begriffen ist, alle spezifischen Charakteristika der herrschenden gesellschaftlichen Klassen. Sie ist eine Kunst, die von trivialsten vergangenen Errungenschaften lebt, „sich ein Ragout aus Anderer Schmaus braut“ und ihre kümmerlichen Flammen mit allen Halb-

heiten und Verzerrungen ihrer Zeit zum eigenen Aschenherde hinausbläst. Aber in der jüngsten Gegenwart ringt sich in der Tiefe die Menschheit von den bedrückenden Fesseln los, in welche dieselbe durch Jahrtausende in Schmerz und Verzweiflung geschlagen war. Wir leben in einer Zeit des Kampfes, und kein Wunder deshalb, dass auch die Kunst diesen Bahnen der Entwicklung zu folgen beginnt; freilich mit den verzögerten Schritten, die in Folge des Beharrungsvermögens aller mittelbaren Erscheinungsformen des menschlichen Lebens diesen eigenthümlich sind. So kommt es, dass wir bei den Erscheinungen des Kunstlebens einem zögernden Tasten, einem oft planlosen Suchen und Experimentiren begegnen, und dass das Neue von dem Allerneuesten verdrängt wird, das selbst durchaus noch nicht das Zeichen des Bleibenden an der Stirn trägt.

Als um die Mitte unseres Jahrhunderts Millet, Manet und Courbet (Courbet, der Republikaner und Sozialist, der auf den Festungswerken von Paris mit den Preussen freundschaftlich verhandelte und der ihnen seine Kanonen geben wollte, wenn sie ihm ihre gäben, und der später die Vendôme-Säule bezahlen musste, die er in den stürmischen Tagen von Paris gestürzt hatte), als damals diese Künstler, als echte Söhne ihrer Zeit, der absterbenden Gesellschaft, die sich in der bildenden Kunst in dem zopfigsten Maler-Akademismus verkörperte, den tödtlichen Stoss versetzten, hörte die verlogene, nicht auf heimischem Boden gewachsene klassizistische Schönfärberei der Ingre, Gleyre, Proudhon etc. zu leben auf. An ihre Stelle trat eine wirklichkeitsfrohe Kunst, die aus den Tiefen des Zeitbedürfnisses heraus geboren ward, und wie in der Litteratur Balzac und Flaubert Sturmvögeln gleich die neue Kunst kündeten, so waren jene Maler die Pfadfinder und Vulkane ihrer Zeit, die von den gährenden Kräften Kunde gaben. Inzwischen hat sich die allgemeine Lage sehr geändert. Die frühgeborenen Verkünder einer neuen Weltanschauung haben ihr Evangelium nicht tauben Ohren gepredigt, die ahnungsvolle Saat ist üppig in die Höhe geschossen und das Feld steht jetzt in reichen Garben. In allen Ländern ist die Kunst zu neuem Leben erwacht, und wenn sie auch naturgemäss in jedem Land eigene nationale Züge trägt, so ist doch die allgemeine Physiognomie ein treuer Abdruck des aller Orten neu erwachten Menschheitsideals. Der Zusammenhang zwischen der zu neuem Bewusstsein erwachten Volksseele und der neu erwachten Kunst, die von ihr getragen wird, ist klar zu Tage getreten. Wie die mittelalterliche Kunst das Spiegelbild der frommen, verhärteten, sich in ewiger himmlischer Sehnsucht irdisch kasteienden Menschheit war, wie die griechische, freie, grossschreitend schöne Welt sich in ihrer Kunst auf's Wunderbarste spiegelte, so hat unsere junge Kunst ihren Erdboden wiedergefunden, sie hat in ihrer Zeit Wurzel geschlagen, sie nährt sich nicht mehr von den aufgewärmten Bissen der reichen Tische früherer Zeiten, denn sie hat sich an die eigene und eigen gedeckte Tafel gesetzt. Nun haben wir wieder eine Kunst, die getragen wird von dem ganzen Volke, die die Schlacken des Experiments abgestreift hat und, indem sie von dem Geiste des Volkes erfüllt ist, mit dem Volke selbst den Weg des Fortschritts gefunden hat. Der Volksgeist zieht in seine Willenskreise die Künstler und die Dichter mit hinein und wie unsere junge Litteratur, wie Hauptmann, Halbe, Holz und Schlaf durchaus Produkte ihrer Zeit sind, so sind die Maler Menzel und Liebermann, Uhde und Kalkreuth, Klinger und Thoma von ihr geprägt worden. Sie suchen, starken Bäumen gleich, mit ihren Wurzeln in dem heimischen Erdboden ihres Volkes, sie saugen aus ihm die weitschattende Kraft, und was an tiefen Sehnsuchten, an Glück und Herzeleid in ihm lebt, das gestalten und künden, Herolden gleich, hinter denen Millionen stehen, diese göttlich begnadeten Söhne des Volkes.

Man hat diese Künstler und diese Dichter falsch verstanden, als man ihnen nachrief, sie wollten nichts als einen trivialen Abklatsch der Wirklichkeit. Man hat ihnen bitteres Unrecht gethan, als man ihnen nachrief, ihre Kunst wäre heimathslos, es wäre Ausländerei. Weder Liebermann noch Uhde wollten den Franzosen nachahmen, und sie waren so gut wie Bastian-Lysaje und Millet, wie Ibsen und Tolstoi, wie Zola und Dostojewski, der spontane Ausdruck und der Schrei eines lange geknechteten und unterdrückten Volkes aus dem Grunde der Erde, das sich nach Licht und nach Sonne sehnt. Mir klingen, wenn ich an die sturmzerzausten Netzflickerinnen auf kahler Düne unter tristem Himmel von Liebermann denke, volksliedtraurige melancholische Melodien in den Ohren; und bei der Bergpredigt von Uhde mit den hoffnungsgläubigen Weibern, die am Glück auf Erden verzweifeln und mit inbrünstigen Augen zu ihrem Mensch gewordenen Herrn und Heiland aufschauen, tönen Empfindungen von einem so grenzenlosen irdischen Elend in mir, dass ich begreife, dass die Lehre des nazarenischen Jünglings nach über tausend Jahren noch solche Macht hat.

Es ist Geist des universellen Geistes in diesen Künstlern. Es ist der Geist, der die Menschheit vorwärts treibt, der die noch unlängst dumpf hindämmernnden Massen revolutionirte, der ihnen die Sehnsucht und das Bedürfniss nach Glück, nach höherem Menschendasein entfachte, der ein Feind aller Bedürfnisslosigkeit und Stagnation ist, der in seinem Siegeslauf nicht eher rastet, bis alle Ketten zerrissen, alle Hürden genommen und das grosse Menschheitsideal erreicht ist.

Bergpredigt.

Von Bruno Wille in Friedrichshagen.

Da führte mich der Geist auf einen Gipfel.
 Am Grottenthor lag staunend ich im Moose;
 Vorüber schleiften feuchte Wolkenzipfel
 Und netzten Hexenbart und Alpenrose.
 Im Abgrund vor mir eine düst're Schranke,
 Die Wetterwolke stahlblau, Ball an Ball;
 Elektrisch Funkenspringen, dessen Knall
 Sich polternd stiess an ferner Felsenflanke.

Hocheinsamkeit! Umhaucht von deinen Gnaden,
 Darf seufzend sich im Trostgebet entladen
 Die bange Brust. Und riesenhoch gereckt,
 Die dräuende Faust zum Abgrund ausgestreckt,
 Rief ich hinab mit donnerstarker Stimme:

„Ihr Brüder drunten, die ich nur im Grimme
 So nenne, euch entbiet' ich höhnischen Gruss.
 Heil mir! Erlöst von bruderlichen Qualen,
 Heil mir! Ob Niedrigkeit und engen Thalen,
 Ob euren Nacken steht mein stolzer Fuss. —
 Ich war ein Arzt des Volkes. Heilbeflissen
 Griff diese Hand, die sonst so gerne rein ist,

In euren Wust, in Alles, was gemein ist.
 Da habt ihr zwiefach mir das Herz zerrissen:
 Mit Beifall, der dem Griff in's Ekle galt,
 Und mit Gehässigkeit, die rasend schalt,
 Weil ich beschmutzt — von eurer Reinigung. —
 Ich schleppte wund mich aus der Steinigung
 Und hauste abseits. Wenigen Genossen
 War manchmal noch dies Dulderherz erschlossen.
 Auch die verliessen mich . . . In hoher Wolke
 Steh' ich geschieden nun von allem Volke,
 Erlöst von Banden der Gemeinsamkeit,
 Ein Jünger weihevoller Einsamkeit,
 Und werfe Fluch, ein nie besiegtter Spötter,
 Auf euren Heerdensinn und seine Götter.“ —

Da sank die Wolke. Reines Himmelblau
 Umfloss mein Haupt. Und wie aus düsterm Meere
 Ein sonnig Eiland, hob aus Nebelgrau
 Von drüben her der Riesenberg das hehre
 Verklärte Gletscherhaupt und sprach zu mir:
 „Ich ragte schon,
 Als Menschenwitz noch ungeboren
 Im Schooss der Erde schlief.
 Jahrtausende hindurch von meiner Höhe
 Hab' ich geschaut der Völker Treiben.
 Und wahrlich, wahrlich, ich sage dir:
 Selig sind die Sanftmüthigen!
 Selig sind die Friedfertigen!
 Die treulich suchen das Heil, wenn täppisches Volk
 Sie schmäht und verfolgt!
 Selig sind, die da geistlich arm!
 Und wenn ihr nicht werdet wie Kinder,
 Ihr findet nimmer das Himmelreich!“

Bedeutsam zog der greise Berg den Schleier
 Vom Fuss. Da sonnte sich am güld'nen Strahl,
 Unschuld im Angesicht, das holde Thal.
 O Weingelände, die aus süsser Traube
 Mir Schwärmerei geträufelt, wenn zum Feste
 Des Maien sich versammelt liebe Gäste!
 O Gärten, wo in mondumflossener Laube
 Mir blühende Lippen boten Kuss um Kuss!
 Verstreute Hütten, silberheller Fluss!
 Auf schwankem Brücklein jodeln Bub' und Dirndl.
 Und wo das Thal sich öffnet, hinter blauen
 Vorhügeln traute Dörfer, Aehrenauen,
 Gethürmte Städte, kunstbegabte Wogen
 Des Volkes, das umarmend mich erzogen . . .

O Heimath, süsse Braut! Mein krankes Herz
 Entbrennt zu dir in alter Liebestreue.
 Und du belächelst nur mit sanftem Schmerz
 Des ungerechten Liebsten späte Reue.
 O weinen lass' mich, weinen wie ein Kind . . .
 Ja selig, selig, die wie Kinder sind!

Brotstudium und Wissenschaft.

Von Prof. Elisée Reclus in Brüssel.

Die Härten des Wettbewerbs um den Lebensunterhalt und die für junge Leute vorliegende Nothwendigkeit sich so schnell als möglich eine Existenz zu schaffen, sowie schliesslich die thürichte Eitelkeit der Eltern, welche auf einen raschen Studienfortschritt ihrer Kinder drängt, haben eine hastige, oberflächliche oder gar völlig verfehlte Unterrichtsmethode zur Folge. Tausende und Abertausende junge Leute, die sich ihre Arbeit vereinfachen wollen, lernen die Formeln ihrer Handbücher auswendig, kauen berühmte Phrasen wieder und vergraben sich in Definitionen ohne Farbe und ohne Leben. Sie wissen Worte, nichts als Worte, und dieser Wortschwall stellt sich zwischen ihren Geist und die Wahrheit. Die Formelbücher und Esels-Brücken nehmen ihnen den Geschmack an den Büchern und noch mehr an der Natur; die festgesetzten Studienpläne stellen die Intelligenz vor Schranken, die Fragebücher zwingen sie ein, alle die vielen Phrasen tödten sie schliesslich vollständig. Wehe dem jungen Menschen von sehr leichter Fassungs-gabe, der sich zur Bewunderung der Maulaffen offen zur Schau stellt. In dem zu schnellen, mühe- und anstrengungslosen Begreifen, ohne lange eindringende Arbeit liegt eine der grössten Gefahren. Man wirft nachlässig den Knochen fort, dem ein Anderer „das nährende Mark ausgesogen hatte“; man überlässt sich einem Indifferentismus, der fast zu einer Geringschätzung der werthvollsten Dinge wird; man stumpft sich schmählich ab gegen die Wissenschaft, welche so grosse Achtung, so tiefempfundene Freude hervorrufen müsste; der Mangel an persönlichem Studium tödtet schliesslich die Initiative, und nimmt Worten und Thaten jede stolze Originalität.

Fast bei dem ganzen Unterricht unserer Tage hat man stets das Examen im Auge; und daran wird man nichts ändern können, weil vom Examen die Aemter, die öffentliche und soziale Stellung abhängen, und die grosse Mehrzahl unserer Studenten in der Hoffnung, ja oft mit dem einzigen, cynisch eingestandenen Wunsche, die Hochschule besuchen, die Sprossen der Glücksleiter zu erklettern. So kommt es, dass die Examina einen der Wissenschaft ganz fremden Charakter annehmen, da diese zu einem blossen Vorwand wird um einen öffentlichen Stempel zu erlangen. Hat der Student das Diplom einmal in Händen, so hält er sich mit einem Schlage von einer gehassten Arbeit befreit, für völlig berechtigt zur Faulheit. Ursprünglich war das Examen ein ganz anderes Ding, und es muss überall, wo wahre Liebe zur Wissenschaft vorhanden ist, in seiner alten Tüchtigkeit wieder hergestellt werden; überall dort, wo man Werth auf Wissen und nicht auf den Schein des Wissens legt. Der Unterricht der griechischen Philosophen, wie ihn uns die Dialoge des Plato zeigen, besteht in Wirklichkeit nur in einer fortwährenden Unterhaltung des Schülers mit seinem eigenen Ich, in einem von Gedanken zu Gedanken sich fortspinnenden Examen, unter Anleitung eines Sokrates oder

eines anderen Forschers der Wahrheit. Schon damals, wo es vor Allem darauf ankam, „sich selbst zu erkennen“, galt dieses unablässige Examen für einen Menschen, welcher studirte, für nothwendig; wie vielmehr ist es heute unerlässlich, wo es sich darum handelt „die Natur kennen zu lernen“, von der jedes Individuum doch nur eine einfache Zelle ist. So muss auch der junge Mensch, welcher seiner Ausbildung lebt, sich ohne Unterlass, in redlichem Ernst selbst Fragen stellen und sie zu beantworten suchen; verglichen mit diesem persönlichen Examen sind die gebräuchlichen Prüfungen bei der Aufnahme in den Kreis der wissenschaftlich Anerkannten, nur von geringer Bedeutung, und der so gebildete Studierende würde sich ihr mit ruhigem Gewissen und ein wenig Geringschätzung unterziehen können.

Nur auf diese Weise bleibt die Würde der Wissenschaft gewahrt. Wenn aber der Student, das Gedächtniss mit einem Haufen Worte vollgeprofft, am Tage der Schlussprüfung kein anderes Verdienst hat, als sich ein mehr oder minder gutes Echo auf Fragen Antworten zu geben, wenn er sich fürchtet, es selbst zu sein, oder etwas auszusprechen, was die besoldeten Professoren als Ketzereien oder als Paradoxen bezeichnen könnten; wenn er sich nicht die volle Unabhängigkeit seines originalen persönlichen Geistes bewahrt hat, dann muss man sich fragen, was der Sinn, der wahre Grund, der jahrelangen Studien gewesen ist und man wird fast mit Sicherheit sagen können, das dieser Grund das Streben nach Stellung und Geld war. Der Kandidat ist nur ein Streber, der Carrière machen will, ein emsiger Lehrling, der sich die gewinnbringenden Formeln in's Gedächtniss zurückruft, um Gold zu machen. Ein trauriger und schmachvoller Stein der Weisen!

Zur Zeit, wo der Geldbesitz, in Folge unserer gesellschaftlichen Zustände, fast das nothwendige Ziel unserer Jugend ist, ist es schwer, sich vorzustellen, wie schön die Studienstädte sein würden, wo bei von vornherein gesicherter Lebenshaltung die Liebe zur Wissenschaft und zur Kenntniss des Lebens die einzigen Triebfedern zum Studium wären. Es ist sicher, dass in erster Linie die Gruppen der Studierenden mehr und mehr Beweglichkeit erlangen und in Folge dessen immer weniger an den Sitz der Universität, gefesselt sein werden.

Ebenso wie einige Kinderschulen, allerdings erst wenige, während der schönen Jahreszeit den Ort wechseln, indem sie merkwürdige Gegenden oder interessante Städte aufsuchen, ebenso vereinigen sich einige Gruppen von Studenten, zuweilen hunderte von jungen Leuten zu wirklichen Studienreisen in die Bergwerksbezirke, in Gegenden von grossem geologischen Interesse, oder auch in fremde Länder mit ihren merkwürdigen Pflanzen, Thieren, Künsten und Sitten. So hatten amerikanische Studenten ein Schiff gemiethet, um während einiger Monate die Natur der afrikanischen Küste zu studiren. In kleinerem Maassstabe sind die „summer meetings“ in England und den Vereinigten Staaten, wo Professoren und Schüler in guter Kameradschaft sich zusammenfinden, ebenfalls richtige Wanderuniversitäten. Dem speziellen wissenschaftlichen Interesse nachgehend, welche diese oder jene Gegend, die Erinnerungen der Geschichte oder die dringendsten Zeitfragen bieten, veranstaltete sie ihre Sitzungen in einem Walde, oder wohl am Meeresteg, in einem Schmelzwerk oder gar auf einer Terrasse, welche ein altes Castell krönt. In früheren Zeiten wandelten die Peripatetiker in den Säulengängen und Alleen eines Gartens, unsere Zeitgenossen haben ein grösseres Feld, dank der Leichtigkeit unserer Verkehrswege; sie können von Land zu Land ziehen, zu ihrem Schaden, wenn sie ohne Methode und ohne gründliches Studium reisen, zu ihrem grossen Vortheil, wenn sie von Ort zu Ort wandern um thatsächlich zu lernen, um sich die Natur und alle Werke der Mensch-

heit als grosses Beobachtungsfeld zu erwählen, wenn sie die Erde befragen, sie direkt erforschen, ohne Versuch sich an der Hand der Beschreibungen in den Büchern ein mehr oder minder falsches Bild zu machen.

Selbst ausserhalb der Natur im direkten Sinne, in den geschlossenen Gebäuden, macht der Studirende, namentlich der, welcher den Menschen speziell zum Gegenstand seiner Untersuchungen gemacht hat, nur durch genaue Beobachtung Fortschritte. Sein Studium gilt den Lebewesen, die er in ihrem Ursprung und ihrem gegenwärtigen Leben, mit ihren tausend Verschiedenheiten in Gesundheit und Krankheit, in Altersschwäche und Tod kennen lernen will. Sind nicht diese viel mehr als alle die Folianten, welche die Zeit veralten lässt, die wahren Bücher, die stets lebendigen, wo sich für den aufmerksamen Leser neue, immer schönere Seiten ununterbrochen an die vorhergehenden anschliessen? Aber das ist nicht Alles! Der Leser verwandelt sich in einen Autor. Dank der Magie, die ihm die Erfahrung geschenkt, kann er seinerseits Veränderungen in der umgebenden Natur zu Wege bringen, Phänomene hervorrufen, das tiefe Leben der Dinge durch die Experimente des Laboratoriums erneuern, kann so zu sagen Schöpfer werden, sich in einen feuerspendenden Prometheus verwandeln. Und noch reicher wird er sein, wenn die Freundschaft seiner Arbeitsgenossen seine Kräfte verdoppelt. Die ernstesten Unterhaltungen mit den Studienfreunden, die gleich ihm die Wahrheit suchen, werden seinen Geist erheben und läutern, werden ihm bei allen Gedankenübungen zu Hilfe kommen, werden ihm Kühnheit und Scharfsinn verleihen, werden das Buch seines Hirns in's Unbegrenzte bereichern und ihn lehren, dasselbe mit vollkommener Ungezwungenheit zu handhaben. Seine besonderen Freunde, seine unmittelbaren Studiengenossen sind nicht die Einzigen, an die er sich wenden kann, deren Kenntnisse, deren Seele sozusagen er sich anzueignen wissen wird, denn die Wissenschaft wird nicht mehr ein Privilegium, ein Priesterdienst für Wenige sein; seine Kollegen werden alle Diejenigen sein, die in der gelehrten Welt, auf den Universitäten oder anderswo gleichartige Studien verfolgen. Schon heute hat sich in allen Ländern Europas, aber besonders in England, der Brauch herausgebildet, sich in freier Korrespondenz, in Briefen oder Zeitschriften über alle Gebiete des Wissens zu befragen; und von dem Landmann, der seiner Acker-Arbeit ein oder zwei Nachtstunden stahl, um in seiner Hütte zu studiren, bis zu den illustren Gelehrten des Britischen Museums hat sich eine Bruder-Liga gebildet, in reger Vermittlung von Beobachtungen und Ideen, und bei diesem Austausch sind es nicht immer die Worte des ruhmumstrahlten Mannes, die am meisten Werth haben.

Welch ein Unterschied zwischen der freien Wissenschaft, welche diese schöne Kameradschaft hervorbringt, und der Wissenschaft, die im Dienste des Erwerbs und Gewinns frohndet, wie in den Fabriken, wo die Chemiker in abgetrennten, geschlossenen Räumen neben einander arbeiten, unter dem Verbot, sich gegenseitig das Resultat ihrer Analysen mitzuthemen, und in Unwissenheit, zu welcher Enduntersuchung ihre Arbeiten die Vorstudien bilden!

Gewiss ein gewaltiger Unterschied! Aber die Wissenschaft, welche Allen offen steht und alle ernsthaften Anstrengungen ermuntert, wird stets eine Utopie bleiben, so lange das tägliche Brot, die Mittel zur materiellen Erhaltung des Lebens nicht Allen gehören, sondern der grösste Theil der Menschheit, um leben zu können, sich gezwungen sieht, den Rücken zu krümmen, sich zu beugen und zu erniedrigen vor dem Besitzer des Geldes oder der Macht. Ausserhalb der sozialen Revolution giebt es kein Heil.

Die sozialistischen Akademiker Italiens.

Professor Sombart äusserte in einem Interview mit einem Journalisten: „Das bezeichnendste Merkmal der sozialdemokratischen Partei in Italien ist, dass ihr eine grosse Anzahl Advokaten, Aerzte, Ingenieure u. s. w., Flüchtlinge aus den Reihen der bürgerlichen Parteien, angehören, welche in der Sozialdemokratie anderer sonst weiter entwickelter Länder fehlen.“ Wenn man diese Behauptung des Professors Sombart auch nicht ganz zugeben kann, so müssen wir doch anerkennen, dass sie viel Wahrheit enthält.

Die eigenthümliche Erscheinung, auf welche Professor Sombart hingewiesen hat, hängt mit der ökonomischen Lage Italiens auf's Engste zusammen. Nur ein kleiner Theil, der Norden, zeigt seit einiger Zeit günstige Bedingungen für die industrielle Entwicklung, aber letztere wird wiederum gehemmt durch die erdrückende Mehrheit der Junker des Südens. Wir haben wohl in den wenigen grossen Centren, wie Mailand, Genua, Turin gute Arbeiter-Organisationen, welche die Mühe unserer besten Kräfte hergestellt hat, aber diese sind ein Nichts im Vergleich zu der unendlichen Menge der durch Mangel und Hunger verdiminten Bauern. Die herrschenden Klassen, die Junker und die wenigen Gross-Kapitalisten, sind in ihrer parasitischen Unthätigkeit für ein wirkliches Eingreifen in die Regierung zu träge geworden und ziehen es vor, käufliche Akademiker anzuwerben, welche ihre Interessen vertreten. Der Mittelstand dagegen hat Interesse für Schulen, Kulturleben und Politik, und ist unter den geschilderten Verhältnissen zum politischen Hauptfaktor geworden. Unsere kleine Bourgeoisie ist aber ökonomisch so schlecht gestellt, wie das Proletariat anderer Länder, und zeigt daher eine starke Hinneigung zu revolutionären Ideen. Bei dem schwankenden Handel Italiens hat der Mittelstand natürlich keine Hoffnung, reich zu werden, und er sucht daher seine Söhne auf die Universitäten zu schicken, in dem Glauben, sie durch das Etiquet: Doktor, Advokat u. s. w. vor der Armuth zu schützen. Der Akademiker geniesst nämlich in Italien ein viel höheres Ansehen, wie in den meisten anderen Ländern. Bei uns, wo die Mittel zur Popularisirung der Fortschritte der Wissenschaft fehlen, gilt das Vorurtheil, die Akademiker allein seien gelehrte Leute, und es ist in der That bei uns fast unmöglich, einen Stamm von Autodidakten heranzubilden, wie in den sozialdemokratischen Parteien des Auslandes. Wir haben keinen Nicht-Akademiker, der mit Männern, wie Bebel und Malon, wetteifern könnte.

Der starke Andrang des Mittelstandes zu den Universitäten lässt die beiden erwähnten Kennzeichen: Armuth und Hang zur Politik, zu hervorstechenden Merkmalen der Studenten werden.

Die Universität ist in Italien seit Langem der Tummelplatz junger Politiker gewesen. Obwohl ein scharfer reaktionärer Wind weht, so sind die Universitäten doch noch weit entfernt von der Art der deutschen, mit ihrer Bevormundung der Rektoren, Professoren und Privatdozenten. Die ordentlichen Professoren haben in Italien nur die

Pflicht, Vorlesungen zu halten, die Studenten, sie zu besuchen und ihre jährlichen Prüfungen zu machen. Haben sie dieser Pflicht genügt, so können beide Theile sich jeder politischen Partei anschliessen und ihre Ideen ungehindert verbreiten. Die Studenten, welche also gänzlich ungehindert sind, ihre politischen Ideen auszutummeln, haben sich von jeher zu Vereinigungen von jeder politischen Schattirung und Färbung zusammengeschlossen. Leicht gebildet und wieder aufgelöst, haben diese Vereine sich immer der gerade im Augenblick herrschenden Strömung zugeneigt. Zur Zeit der politischen Befreiung und Einigung Italiens haben die Studentenvereine nur ein „patriotisches, nationales“ Ziel verfolgt, und Schaaren von Studenten opferten ihr Leben auf den Schlachtfeldern. Als Italien seinen Herrn wechselte, fingen die Studenten an, sich den verschiedenen politisch-ökonomischen Vereinigungen anzuschliessen, und so gab es denn monarchische, republikanische, radikale, katholische Studentenverbindungen. Ihre politische Thätigkeit hat keinen Einfluss auf Italien gehabt, weil diese Leute sich darauf beschränkten, gute Redner einzuladen und sich bei fröhlichen Gelagen gegenseitig durch Reden zu berauschen.

Mit der Entstehung der sozialdemokratischen Studentenpartei änderte sich das Bild. Es sei erlaubt, hier eine persönliche Erinnerung zu erzählen. Es war zur Zeit, als in Italien das erste Morgenroth des marxistischen Sozialismus aufdämmerte; Filippo Turati hatte seine brillante Revue „Critica sociale“, welche einen grossen Einfluss auf die Studenten ausübt, herauszugeben begonnen, auch der erste Parteitag hatte schon stattgefunden; in dieser Zeit geschah es bei Gelegenheit der Maifeier, dass ich und einige andere Republikaner Herrn Turati zu einem Vortrage über Sozialismus einluden. Er kam zwar und hielt seine Rede, aber er sagte uns: „Dieses beständige Redenhalten ist eine lächerliche Sitte; anstatt mich hierzu aufzufordern, hättet Ihr besser gethan, zu den Arbeitern selbst zu gehen, um mit ihnen freundschaftlich zu verkehren und Eure wissenschaftlichen Kenntnisse ihnen mitzutheilen.“

Diese Aufgabe, die uns unser Freund zeigte, war gut, aber um sie auszuführen, war es nothwendig, den Arbeitern als ihre Genossen gegenüberzutreten und nicht als Studenten; wir durften nicht mehr gesonderte Studentenvereinigungen bilden, sondern mussten uns der grossen Arbeiterpartei anschliessen, mussten Sozialdemokraten werden. Dieser Anschluss wurde die Grundlage unserer politischen Erziehung; die republikanischen Vereine verschwanden und ihre Mitglieder wurden Sozialdemokraten.

Die Lage der sozialdemokratischen Studenten in der Partei ist keine glänzende. In einer so armen Partei, wie der unsrigen, giebt es wenig besoldete Genossen, die ihre Zeit zu Parteizwecken verwenden könnten, und so werden alle möglichen untergeordneten Geschäfte den Studenten übertragen. Diese haben viel freie Zeit und opfern sie gern für die Partei, indem sie Adressen schreiben, Briefe und Zeitungen austragen und Einladungen u. s. w. erledigen. Die Studenten schämen sich dieser Handlangerdienste nicht, im Gegentheil, wir glauben, dass dies das einzige Mittel ist, um ein sozialdemokratisches

Gewissen einzuprägen, um alle Bitterkeiten, alle Verfolgungen der Gegner zu ertragen. Durch das Besuchen der Parteiversammlungen lernen die Studenten die Opferfreudigkeit der Arbeiterklasse kennen, und indem sie auf die Vergnügungen der bürgerlichen Studenten verzichten, bringen sie das erste Scherflein für unsere Sache dar.

Die Propaganda unter den Studenten wird ebenfalls nicht vernachlässigt. Durch persönliche Agitation, durch Vertheilung von Broschüren und Zeitungen wird rastlos gewirkt, um in den Studien-genossen die Begeisterung zu wecken, welche als eine helle Flamme alle Vorurtheile einer falschen bürgerlichen Erziehung verzehrt. Wo nur ein Funken von Edelmuth schlummert, ist es ja leicht, sie für ein so schönes Ziel, wie das unsere, zu erwärmen. Aber die Universitäten sind für uns sozialistische Studenten nur der Stapelplatz des Rohmaterials; die Verarbeitung, die Ausbildung zu Sozialdemokraten muss in der Partei selbst stattfinden. Unser Streben ist, uns ganz in den Dienst des Proletariats zu stellen, eingedenk der Worte, welche unser Abgeordneter Camillo Prampolini zu den Studenten in Pavia sprach: „Erinnern Sie sich, dass Ihr Privilegium, die Universitäten zu besuchen, allein dadurch möglich ist, dass Tausende von Arbeitern auf dem Lande schwitzen und andere Tausende ihr Leben in dumpfen Werkstätten fristen müssen; seien Sie eines Tages dankbar dieser Klasse von Menschen.“

Paolo Monti.

Die angebliche Nothwendigkeit der geschlechtlichen Befriedigung.

Zur Debatte über das sexuelle Problem.*)

Der Geschlechtstrieb, so behauptet der Verfasser der in voriger Nummer veröffentlichten Studie, muss befriedigt werden, und die Schwierigkeit des „Wie“ löst sich dem Autor geradezu auf in einer Rechtfertigung der Masturbation. Zu einem solchen Resultat, gegen welches sich, wenn nichts Anderes, so doch wenigstens das ästhetische Empfinden mit instinktartiger Stärke auflehnt, konnte Verfasser mit seinen Deduktionen nur gelangen, weil er das Geschlechtsleben vom rein physischen Standpunkte aus betrachtete. Eine derartige Betrachtungsweise gerade in dieser Frage kann nur zu Fehlschüssen führen, und wenn sich auch der Herr Verfasser dagegen verwahrt, andere Gesichtspunkte als rein wissenschaftliche gelten zu lassen, so darf der psychische und moralische Standpunkt in der beregten Frage sicherlich den gleichen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben, wie der einseitig animalisch-somatische des Verfassers.

Zunächst möchte ich die schon angeführte Behauptung bekämpfen, dass der Geschlechtstrieb unter allen Umständen auf die eine oder andere Art Befriedigung heische. Triebe sind die Gängelbänder, an denen uns die Natur festhält, mit denen sie sich unseres Willens zur Ausführung bestimmter, für unsere Erhaltung, Entwicklung oder Fortpflanzung nothwendiger Handlungen versichert. Sie treten auf in Form von Bedürfnissen, zu deren Erfüllung wir uns durch eine unabweisbare „treibende“ Empfindung gezwungen fühlen. So

*) Begonnen in No. 2 (pag. 94 ff.) mit dem Aufsatz: „Das sexuelle Leben und seine Vorbedingungen“ von Dr. med. Albert Martens.

kennzeichnet sich der Nahrungstrieb durch Hunger, der Selbsterhaltungstrieb durch Furcht, der Gesellschaftstrieb oder soziale Instinkt durch eine der zahlreichen Formen des Mitleides. Die Triebe beherrschen das Thier und das Kind mit unumschränkter Gewalt, im Erwachsenen hingegen, in dem zum Selbstbewusstsein erwachten Menschen, erleidet ihre Gewalt durch Urtheil und Willkür, deren Zusammenwirken man mit einem psychophysikalischen Ausdruck als „Gehirnkontrolle“ bezeichnet, eine beträchtliche Einschränkung und Hemmung.

Reine Triebhandlungen kommen beim gesunden Menschen und unter normalen Lebensbedingungen überhaupt nicht vor.

Triebkräfte und Gehirnkontrolle stehen zu einander in antagonistischem Verhältniss. Ueberwiegt das Eine, so wird das Andere abgeschwächt, und umgekehrt. Dank dem modifizirenden Einfluss von Urtheil und Eigenwillen, kommt der Instinkt im erwachsenen Menschen in keiner Handlung rein zum Ausdruck, sondern muss sich unter einer Reihe entgegenwirkender Faktoren durchzusetzen suchen. Man kann wohl sagen, dass die geistige Entwicklung des Individuums und die kulturelle Entwicklung der Völker dahin geht, der Gehirnkontrolle ein immer grösseres Uebergewicht über die Triebe zu verleihen. Das Kind, der rein „naturische“ Mensch, folgt bei einer ihm drohenden Gefahr ganz seinem Selbsterhaltungstrieb; der Erwachsene vermag letzteren, vermöge irgend welcher hemmenden Vorstellungen, wie Ehrgefühl, Pflichttreue etc., zu überwinden und der Gefahr Trotz zu bieten.

Was ich also behaupte, ist, dass unter normalen Verhältnissen die Triebe nie voll und ganz zur Geltung kommen; nicht die herrschenden, sondern die modifizirten, halb unterdrückten Instinkte, sind für den Kulturmenschen das Normale. In Jahrtausende langer Vorbereitung haben sich gegenüber den einzelnen Triebkräften besondere Hemmungs-Vorstellungen ausgebildet und sind zu immer grösserem Einfluss gelangt. Solche Hemmungen sind z. B. gegen den Selbsterhaltungstrieb, wie schon erwähnt, das Ehrgefühl, der kategorische Imperativ der Pflicht, und Aehnliches. Der Nahrungstrieb wird eingeengt manchmal durch religiöse Vorstellungen, wie bei den Juden durch das Verbot des Genusses von Schweinefleisch, besonders aber durch das Bedürfniss der Reinlichkeit, und durch die Empfindung des Ekels. Es giebt Menschen, in denen die Kraft dieser Hemmung den ursprünglichen Trieb überwiegt, so dass sie lieber verhungern, als etwa eine Ratte essen würden. Der Nahrungstrieb stellt sich eben im Kulturmenschen nicht mehr dar als Hunger, der wahllos alles Erdenkliche zu verschlingen bereit ist, sondern als ein Verlangen nach bestimmter Nahrung.

Ganz ähnlich nun verhält es sich mit der libido sexualis. Was ist denn der Geschlechtstrieb? Er kennzeichnet sich in seiner ursprünglichen Form nicht als Verlangen nach einem Wesen des anderen Geschlechts — denn er tritt ja bereits im jugendlichsten Alter, wo noch keine klare Vorstellung von Verschiedenheit der Geschlechter existirt, nicht selten mit aller Gewalt zu Tage — er ist vielmehr ursprünglich nur der Ausdruck eines im Körper entstandenen Bedürfnisses, nämlich des Bedürfnisses, eine Entlastung der überfüllten und daher stockenden Blutgefässe des Unterleibes herbeizuführen. Diese Cirkulationsstockung wird gewöhnlich hervorgerufen durch Unregelmässigkeit des Stuhlganges, durch Mangel an Bewegung, durch unzweckmässige Ernährung, durch nervöse Anlage oder andere Momente, und wird durch ein als instinktives Bedürfniss empfundenen Reiben der Geschlechtsgegend, d. h. durch eine Art unwillkürlicher Massage, welche im geschlechtsreifen Alter mit Erguss aus den Samendrüsen, resp. bei Mädchen aus den Bartholini'schen Drüsen, verbunden ist, wieder beseitigt. Im Kindesalter ist die libido sexualis aus-

nahmslos ein Symptom von krankhaften Vorgängen in den Organen des Unterleibes und, wie wir eben sahen, nicht bloss ein Symptom derselben, sondern zugleich auch ein Mittel zu ihrer Beseitigung.

Im erwachsenen oder wenigstens geschlechtsreifen Körper ist die libido sexualis zunächst auch nur der Ausdruck eines rein physischen Bedürfnisses, wenn auch eines durchaus normalen und nicht, wie im Kindesalter, durch pathologische Verhältnisse bedingten. Im geschlechtsreifen Alter treten die bisher völlig passiven Geschlechtsdrüsen in Funktion. Dieselben bereiten in unaufhörlicher Thätigkeit in ihren Zellen ein Sekret, welches in periodisch wiederkehrenden Zeitabschnitten, geradeso, wie der Sekret aller anderen echten Körperdrüsen, nach aussen abgeführt werden muss. Ganz so nun, wie sich bei einem bestimmten Füllungszustande der Harnblase eine genaue charakterisirte Empfindung, nämlich das Urinbedürfniss, einstellt, oder ganz so, wie der Organismus zur Vornahme der Darmentleerung durch die quälende Empfindung des „Stuhldranges“ auffordert, ebenso macht sich die nothwendig werdende Entleerung der Samen- resp. der Bartholini'schen Drüsen durch ein spezifisches Gefühl geltend, welches man eben als „Geschlechtstrieb“ bezeichnet.

Diese Entleerung erfolgt entweder durch Zuthun des Individuums, nämlich durch Reibebewegung, sei es im Wege der Masturbation, sei es in dem des Geschlechtsverkehrs, oder ohne unser Zuthun, nämlich durch nächtliche Pollutionen, welche letzteren für das überfüllte Geschlechtssystem ganz ebenso normal und daher vollkommen unschädlich sind, wie eine Stuhlentleerung für den überfüllten Mastdarm.

In jedem Falle verschwindet, gemäss dem Satze: *cessante causa cessat effectus*, nach genügender Entleerung der Geschlechtsdrüse die libido sexualis wieder vollkommen.

Entsprechend der Entstehung des Geschlechtsverlangens aus rein körperlichen, periodisch wiederkehrenden Vorgängen, sehen wir denn auch, dass bei Thieren, selbst den höchst organisirten Säugern, sich der Geschlechtstrieb nur in bestimmten Zeitperioden einstellt. Der Mensch allein scheint eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel zu machen. Denn augenscheinlich ist bei ihm der Trieb nicht an bestimmte Brunstzeiten gebunden. Der Hauptgrund hierfür liegt darin, dass wir eben nicht wie die Thiere, ein reines, sich mehr oder weniger mechanisch abspielendes Körperleben führen, sondern vielmehr auch alle rein körperlichen Vorgänge in unserem Organismus in überaus hohem Grade von seelischen und geistigen Einflüssen bedingt werden.

Während aber sonst, wie wir gesehen haben, durch die geistige Entwicklung das Thierleben immer mehr zurückgedrängt wird, sieht es so aus, als diene dem Menschen sein Verstand gegenüber dem Sexualtrieb nur, um „thierischer“ als jedes Thier zu sein. Sicherlich ist es der Einfluss unseres Geistes, der das physische Gesetz der Brunstzeiten durchbrochen hat, und zwar ist hier von unseren geistigen Fähigkeiten wohl am meisten das Reproduktions- oder Erinnerungsvermögen zu beschuldigen. Dasselbe hat das Wohlustgefühl, welches mit der Befriedigung des Geschlechtstriebes verbunden ist, in sich aufgenommen und reizt immer wieder zur erneuten Hervorbringung dieses Gefühls.

Dazu kommt noch, dass sich im täglichen Leben in unsern Vorstellungskreis geschlechtliche Reize aller Art fast unaufhörlich hineindrängen. Da ist die Kunst, die Malerei, das Theater, die Litteratur, wo überall das geschlechtliche Motiv das herrschende, wenn nicht das einzige ist. Da sind ferner die Zeitungen, Skandalgeschichten, Unterhaltungen, Gesellschaften, immer wieder und überall handelt es sich im näheren und entfernteren Zusammenhange um geschlechtliche Beziehungen.

Unter den weiteren Momenten, welche ein Vorherrschen des Sexualtriebes begünstigen, ist nicht zu übersehen die üppige Ernährungsweise, die Ueberschwemmung des Organismus mit Nährmaterial ohne entsprechende körperliche Anstrengung, ferner der reichliche Genuss von alkoholischen Getränken: „Wenn ich erst Bacchus, den Lieblichen, habe, kommt auch schon Amor, der holde Knabe“, wie Schiller singt.

Das Wichtigste aber und Schlimmste ist der Umstand, dass die Mädchen, dank ihrer ökonomischen Abhängigkeit, gezwungen sind, sich einen Mann zu erringen, und hierzu bleibt allen denen, welchen die werbende Kraft des Geldsacks nicht zur Seite steht, fast nichts anderes übrig, als mit ihren Reizen auf die Sinnlichkeit der Männer Sturm zu laufen.

Alle die angeführten Momente zusammengehalten, ist es garnicht verwunderlich, dass der Geschlechtstrieb einen so gewaltigen Einfluss auf das Handeln und Denken der Menschen erlangt, besonders unter den gebildeten, nicht produzierenden Ständen, wo er meist im Mittelpunkt aller Interessen steht, und wo seine Befriedigung den Gegenstand unaufhörlicher Sorge bildet. „Ziegen und Affen!“ ruft Othello über diese Unsittlichen.

Herr Dr. Martens findet nun im Gegentheile diese rückhaltlose Unterwerfung unter einen Trieb ganz in der Ordnung. Er bedauert die Armen, die nicht in der Lage sind, schon in jungen Jahren zu einer legalen Bettgenossin zu gelangen, und die daher genöthigt seien, sich entweder der Masturbation oder der Prostituirten zu bedienen. Sogar die Ehemänner seien zu diesem Ausweg gezwungen, da ihnen ja die eigene Frau nicht alle Tage des Jahres zu Gebote stehe, sondern zu gewissen Zeiten (Wochenbett, Menstruation) unzugänglich sei.

Zu solchen sonderbaren Schlüssen muss man allerdings gelangen, wenn man, wie Herr Martens, jede Regung der libido sexualis für ein Naturgebot hält, dem man unabweislich Folge zu leisten habe. Wie falsch! Für uns Kulturmenschen ist das Richtige und Normale, wie wir dies bei den anderen Instinkten gesehen haben, nicht uns dem Trieb, sondern den Trieb uns zu unterwerfen, ihn durch die ihm adäquaten Hemmungs-Vorstellungen zu bändigen, zu modifiziren.

Die Hemmungen des Geschlechtstriebes — selbstverständlich sind nicht die strafgesetzlichen, sondern nur die natürlichen Hemmungen gemeint — liegen theils auf ästhetischem, theils auf moralischem Gebiet.

Für den Wilden, für den Urmenschen genügt zur Befriedigung seines Sexualtriebes einfach das Postulat des anderen Geschlechts und das der Geschlechtsreife oder richtiger der Geschlechtsblüthe. Anders der Kulturmensch. Wir tragen ein Jeder ein seiner Individualität entsprechendes Schönheits-Ideal in uns. Nur die wenigen, diesem individuellen Ideal nachkommenden Weiber vermögen wahre Geschlechtsbefriedigung zu verleihen. Alle anderen gewähren nur die Illusion einer solchen, welche bald verschwindet und das leere Gefühl der Unbefriedigtheit zurücklässt.

Die meisten Männer begnügen sich mit der Illusion, obwohl sie sich derselben bewusst sind; ja, noch mehr, sie überwinden die Hemmungen, den ästhetischen Ekel vor einem ihnen nicht zusagenden Weibe, z. B. vor einer gemeinen und ihrem Schönheits-Ideal durchaus nicht entsprechenden Prostituirten, nur um einer unbestimmten Regung des Geschlechts-Verlangens zu folgen. Würden sie in jedem einzelnen Falle dem deutlich sprechenden ästhetischen Missbehagen Gehör schenken, so würde die libido sie nicht so leicht übermannen können. Schlimmsten Falles würde die libido, falls sie einmal durch ein wirkliches Bedürfniss des Organismus bedingt ist, durch eine oder mehrere nächtliche Pollutionen ihren vollkommen unschädlichen und naturgemässen Ausgleich erhalten.

Ausser der ästhetischen giebt es noch eine moralische Hemmung des Geschlechtstriebes. Natürlich meine ich nicht die Moral unserer Sittlichkeits-Vereine und ihrer Apostel; denn deren Entrüstung beginnt erst, wenn die Jungfer in Wochen kommt oder, anders ausgedrückt, ihnen ist es nicht um eine Hemmung, Regulirung des Geschlechtstriebes, sondern um eine möglichste Verhinderung des Geschlechtsaktes zu thun, sie greifen nicht das Uebel, sondern nur sein Symptom an.

Die moralische Hemmung wird besonders stark vom weiblichen Geschlecht empfunden. Es giebt sehr viele verheirathete Frauen, denen es, trotz leidenschaftlicher Liebe zu ihrem Mann, jedesmal eine grosse innerliche Ueberwindung kostet, sich ihm hinzugeben. Man halte dies Gefühl ja nicht für falsche Scham. Es ist nichts anderes, als die dunkle Empfindung von einer Erniedrigung, einer Dégradation, welche im Geschlechtsgenuss mit dem Weibe vorgeht. Ganz deutlich ist diese Empfindung in jedem unverdorbenen und, nicht bloss physisch, jungfräulichen Wesen vorhanden.

Diese Scheu vor dem Geschlechtsakt ist keineswegs ein Produkt der Erziehung, sondern tief in der weiblichen Natur begründet. Dem Weib als Geschlechtswesen ist von der Natur eine mehr passiv-defensive, dem Manne eine mehr aktiv-aggressive Rolle zuertheilt, worauf im äusseren Körperbau schon die verschiedene Lage der Genitalien hinweist.

Wenn in einer künftigen Gesellschaft das Weib vollkommen frei und unabhängig sein und nicht mehr auf den Mann dressirt werden wird, erst dann kann und wird es sich zeigen, mit wie grosser Gewalt die moralische Hemmung in das geschlechtliche Empfinden des Weibes eingreift. Dann aber werden auch die bald offenen, bald versteckten, bald bewussten, bald unbewussten Angriffe aufhören, mit denen das Weib den Geschlechtstrieb der Männer unaufhörlich stachelt. Dann wird erklärlicher Weise die ästhetische Hemmung auch über den Mann mehr Gewalt gewinnen. Der Mann wird aus ästhetischen Gründen öfter entsagen, das Weib aus moralischen versagen.

In der sozialistischen Gesellschaft — darüber mögen unsere scheinheiligen Gegner mit ihrem Gezeter über unsere angebliche „freie Liebe“ sich beruhigen — wird die Liebe weniger „frei“ sein, als in heutiger Zeit, wo der „geschlechtliche Verkehr“ unter dem Zeichen der Prostitution steht. Nicht der Geschlechtstrieb, sondern seine Hemmungen werden aus der ökonomischen Unabhängigkeit, sowie aus der steigenden und allgemein werdenden Bildung Nahrung ziehen. Es wird dann sicherlich der Geschlechtsakt seltener werden, er wird nicht mehr, wie einst von den Römern der Verfallzeit, als eine „Turnübung“ betrachtet werden, sondern als ein bedeutungsvoller und ein in seiner Art heiliger Vorgang im Leben zweier Menschen.

Die Freiheit der sozialistischen Gesellschaft wird den Geschlechtstrieb weder entfesseln noch unterdrücken, aber sie wird ihn veredeln.

Dr. med. J. Bergmann.

Dilemma.

Von J. K. Huysmans.

(Fortsetzung.)

IV.

Oben in ihrem Ladenzimmer hörte sich Frau Champagne sehr gern reden. Sie war eine dicke, engbrüstige Dame, die sehr viel schwitzte. Ihr Gesicht hatte unzählige Falten und Risse, die auf ihrem Grunde schwarz

erschieden, als wäre der Staub der Jahre in ihre Haut gedrungen und hätte die Poren unverlöschlich gefärbt.

Sie war äusserst beredt und geschwätzig, und dabei von der Wichtigkeit ihrer Person überzeugt. Das ganze Viertel verehrte sie und hielt sie für eine einflussreiche und gerechte Person. Sie war die „Vorsehung der Armen“ und verfasste für sie Bittschriften, die sie an die grossen Männer Frankreichs richtete, und die zuweilen der Himmel mag wissen aus welchem Grunde, Erfolg hatten.

Dagegen standen ihre persönlichen Angelegenheiten weniger gut. Sie betrieb in der Rue du Vieux-Colombier einen schlecht gehenden Papier- und Zeitungshandel und hielt sich mit Mühe über Wasser. Und doch war sie glücklich. Denn ihre heissesten Wünsche waren erfüllt, ihr Hang zum Klatschen wurde voll in diesem ihrem Laden befriedigt, der einem wahren Nachrichtenbureau, einem kleinen Polizeipräsidium glich, wo in Gestalt gesprochener Führungslisten statt Verurtheilungen und Verbrechen das ganze Geklätsch des Viertels niedergelegt wurde.

An der Spitze der Armen, die sie beschützte und der Wohlthätigkeit reicher Damen empfahl, stand die Mutter Dauriatte, eine magere, vom Alter gebeugte Frau von achtundsechzig Jahren, mit entzündeten Augen, zahnlosem, eingefallenem Munde und scheinheiliger Miene. Sie setzte Blutegel und gehörte zu jenen Bettlern, die an den Kirchthüren betteln. Sie steckte gern bei den Pfaffen von St. Sulpire und lebte in gleichmässig vertheilter Verehrung für Frau Champagne und die Jungfrau Maria.

An diesem Tage sass Frau Dauriatte im Laden der Papierwaaren-Händlerin auf einem Stuhl und klagte über ihre Füsse, die sie nicht mehr tragen wollten.

Frau Champagne nickte zustimmend und tröstend mit dem Kopfe. Plötzlich rief sie: „Ach, da kommt ja Sophie! Und Augen macht sie!“

„Wo denn, wo denn?“ fragte Frau Dauriatte und reckte sich den Hals aus.

Die Papierhändlerin hatte keine Zeit mehr zur Antwort. Denn schon öffnete sich die Thür, die Klingel tonte, und Sophie Mouveau trat mit verweinten Augen in den Laden. Vor den beiden Frauen brach sie in Schluchzen aus.

„Was giebt es denn?“ fragte Frau Champagne.

„So braucht man doch nicht gleich zu weinen,“ sagte gleichzeitig Mutter Dauriatte.

Sie bemühten sich um sie, zogen sie auf einen Stuhl, zwangen sie, einen mit Wasser verdünnten Liqueur zu trinken und benutzten die Gelegenheit, um sich auch ein Gläschen zu gönnen.

„Nun können wir alles hören,“ erklärte Mutter Dauriatte und wischte sich den Mund mit dem Aermel ihres Kleides ab.

Und nun erzählte Sophie den beiden Weibern, die ihr keine Ruhe liessen, und deren Augen vor Neugier funkelten, den Vorgang, der sich zwischen ihr und dem Grossvater von Julius abgespielt hatte.

„So ein alter Muffel!“ rief Mutter Dauriatte und erleichterte mit dem Schimpfworte ihre entrüstete Seele.

Frau Champagne war kaltblütiger und dachte nach.

„Und wann kommt er wieder?“ fragte sie endlich Sophie.

„Morgen Vormittag!“

Da hob die Papierhändlerin einen Finger hoch und sprach wie eine Pythia folgendes Urtheil aus:

„Wir haben keine Zeit zu verlieren. Du hast, das sage ich Dir, Du hast nichts zu befürchten. Du bist schwanger, nicht wahr? Also muss Dir die Familie Alimente zahlen. Ich versteh' nicht viel von der Justiz, aber das weiss ich, die Hauptsache ist, sich nicht verblüffen zu lassen. So wahr ich Frau Champagne heisse, ich will dem alten Krokodil schon zeigen, mit wem er es zu thun hat!“

Und sie erhob sich.

„Meinen Hut, meinen Shawl!“ rief sie Mutter Dauriatte zu, die vor Bewunderung starr war.

Sie brachte sie.

„Passen Sie auf den Laden auf, bis wir wiederkommen, meine Liebe. Und Du, meine Tochter, weine Dir nicht mehr die Augen aus und folge mir. Wir gehen zu meinem Rechtsanwalt!“

Einer so bestimmten Zusicherung gegenüber, wie sie Frau Champagne ausgesprochen hatte, versiegten Sophiens Thränen.

„Das ist ein Mann, der sich darauf versteht, der Herr Ballot. Der kann eine alte Mauer Silber schwitzen lassen. Er lässt sich durch nichts verblüffen; er weiss alles, Du wirst schon sehen. Hier sind wir schon. Warte einen Augenblick, bis ich mich verpustet habe. Ich bin ganz ausser Athem.“

Schwerfällig stiegen sie drei Treppen herauf und standen dann vor einer Thür, die ein kupfernes Schild schmückte, auf welchem in rothen und schwarzen Buchstaben stand:

„Ballot, Einziehung von Schulden,
Herein, ohne anzuklopfen.“

Frau Champagne stützte sich auf das Geländer und holte tief Athem. Es ist doch dumm, so dick zu sein, seufzte sie. Dann räusperte sie sich ein paar Mal, schnäuzte sich die Nase und mit frommer Miene, als wenn sie in eine Kirche träte, öffnete sie die Thür.

Sie kamen in ein Esszimmer, das in ein Bureau umgewandelt worden war. Die Fenster versperrten zwei schwarz angestrichene Holztische, an denen zwei gebückte Schreiber, ein alter und ein junger, sassen. Sie hielten es nicht der Mühe für werth, auch nur den Kopf zu heben.

„Ist Herr Ballot zu sprechen?“ fragte Frau Champagne.

„Weiss nicht!“ sagte der Alte, ohne aufzublicken.

„Er ist beschäftigt!“ meinte der Junge über seine Achsel weg.

„Dann werden wir warten.“

Und Frau Champagne bemächtigte sich der Stühle, die ihnen nicht angeboten waren. Sie setzten sich und sprachen kein Wort. Sophie sass mit gesenkten Augen da. Sie war nicht im Stande, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen; noch immer stand sie unter der Wirkung des Schlages, den ihr der Notar am Morgen versetzt hatte. Die Papierhändlerin musterte das Zimmer, das mit verstaubten Regalen ausgestattet war, in denen Akten und zusammengeschnürte Aktenbündel lagen. Es roch nach schlecht ge-

putzten Schuhen, nach verdorbenem Fett und nach Tinte. Zuweilen drang durch die grünbeschlagene Doppelthür, die den Fenstern gegenüber lag, verworrenes Stimmengeräusch.

„Dort ist sein Bureau“ flüsterte Frau Champagne ihrer Schutzbefohlenen vertraulich zu, auf welche diese interessante Mittheilung aber keinen Eindruck zu machen schien.

Die Papierhändlerin ordnete in ihrem Kopfe die Gedanken, die sie vorzubringen hatte. Dann sah sie sich wieder, um die Zeit zu vertreiben, die Stiefel des älteren Schreibers an, die unter dem Tisch sichtbar wurden. Endlich — die Frau war schon nahe am Einschlafen, ging die grüne Thür auf, und Herr Ballot geleitete mit vielen Verbeugungen einen Klienten hinaus. Er kam zurück, erkannte Frau Champagne und bat sie, einzutreten.

Die beiden Frauen, die sich erhoben hatten, als er erschienen war, folgten ihm auf dem Fusse nach in sein Kabinet. Er bat sie höflich, Platz zu nehmen und setzte sich dann halb ihnen zugewendet in seinen Lehnstuhl aus Mahagoni. Und während er nachlässig mit einem gewaltigen Papiermesser spielte, lud er seine Klienten ein, ihn mit dem Grunde ihres Besuches bekannt zu machen.

Sophie begann ihre Geschichte zu erzählen, aber Frau Champagne sprach gleichzeitig und verwirrte mit ihren persönlichen Betrachtungen die an sich schon unklare Erzählung der Dinge. Herr Ballot, der den unverständlichen Wortschwall sehr bald satt bekam, erklärte, Fragen stellen zu wollen, die eine nach der andern, und bat Frau Champagne zu schweigen und zunächst die direkt an der Sache betheiligte Person reden zu lassen.

„Und was wünschen Sie nun? . . .“ fragte er, als er endlich auf dem Laufenden war.

„Was wir wünschen?“ rief die Papierhändlerin, die jetzt den Augenblick gekommen glaubte, wo sie reden sollte. „Wir wünschen, dass ihr Gerechtigkeit werde! Das arme Kind ist in anderen Umständen. Der junge Mann ist todt, er kann nichts mehr für sie thun, das liegt ja auf der Hand, aber die Familie muss sich ihrer annehmen, sie muss ihr, so denke ich wenigstens, ein kleines Einkommen aussetzen, und wäre es auch nur so lange, als sie das Kind nährt und bis sie es gross gezogen hat. Nun hat ihr der alte Schweinigel und schlechte Kerl aber gesagt, dass er sie morgen ohne weiteres auf's Pflaster setzen wolle, und da wollen wir eben wissen, was zu thun ist.“

„Nichts, liebe Frau, nichts!“

„Wie?“ rief die Papierhändlerin, starr vor Staunen. „Nichts? nichts? — Aber dann hätte ja das arme Volk gar keinen Schutz mehr. Dann kann ja Jeder den Anderen auf die Strasse setzen, wenn es ihm beliebt!“

Herr Ballot zuckte die Achseln.

„Die Wohnung war auf den Namen des Verstorbenen gemiethet, und auch die Möbel gehörten ihm, nicht wahr? Nun gut. Andererseits hat Julius Erben, und die Erben haben mithin das Recht, zu thun, was ihnen beliebt. Wenn Sie nun dünkt, dass das nachgeborene Kind der Dame irgend ein Anrecht schafft, so ist das ein grosser Irrthum. Nichts, absolut nichts, verstehen Sie mich wohl, nichts kann sie zwingen, die Vaterschaft Julius' an diesem Kinde anzuerkennen.“

„Ist denn das wirklich möglich?“ seufzte Frau Champagne.

„So ist es. So lautet das Gesetz, und Alles ist in Ordnung,“ erwiderte Herr Ballot und lächelte.

„Das ist ja ein sauberes Gesetz!“ rief Frau Champagne. „Wozu ist es denn da, frage ich, wenn es Verhältnisse, wie die Sophie's ungeregelt lässt?“

„Aber liebe Frau Champagne, sie sind ja geregelt. Sie sind völlig geregelt, denn dem Fräulein ist es untersagt, auch nur den geringsten Anspruch an die gesetzlichen Erben zu erheben.“

„Komm mein Kind, komm,“ rief die Papierhändlerin ausser sich. Sie erhob sich.

„Da sieht man recht, dass die Männer die Gesetze gemacht haben, Alles für sie, nichts für uns! Die Augen werde ich dem Grossvater von Julius auskratzen, wenn ich ihn treffe. Das wäre doch wenigstens noch etwas!“

Das ironische Lächeln des Herrn Ballot brachte Frau Champagne ganz aus Rand und Band. Sie verlor ganz den Kopf und erklärte, dass wenn ihr ein Mann jemals so kommen würde, sie sich, koste es, was es wolle, rächen würde, und wenn sie vor das Schwurgericht kommen sollte! Die Polizei, das Gericht, das Gefängniß, Alles wäre ihr gleich.

So redete sie gute zehn Minuten, und Herr Ballot reizte sie immer mehr auf. Da er einsah, dass bei dieser Sachlage kein Verdienst für ihn abfalle, vergnügte er sich wenigstens so auf eigene Kosten. Im Grunde war ihm dieser Notar aus der Provinz, dessen famose Zwickmühle er als Kenner bewunderte, sehr nach dem Herzen.

„Das ist also Alles, was Sie uns sagen können, Herr Ballot?“

„Leider ja, liebe Frau,“ erwiderte er. „Es thut mir herzlich leid, Ihnen in diesem Falle nicht beistehen zu können.“

Und er schob sie höflich zur Thür hinaus, betheuerte seine Ergebenheit und versicherte Frau Champagne noch ganz besonders seine Hochachtung.

Halbtodt kamen sie wieder im Laden an. Nun war die Reihe an Mutter Dauriatte, sich zu ereifern. Frau Champagne sass in ihrem Komptoir und stützte den Kopf mit der Hand; von Zeit zu Zeit wurde sie durch die lauten Worte ihrer alten Freundin aufgerüttelt, deren Verstand heute ganz besonders in Unordnung war. So kam sie ohne vernünftigen Grund von Sophie aus plötzlich auf sich zu sprechen und sie begann von ihrem Mann, dem seligen Dauriatte zu erzählen. Seine soziale Stellung hatte sie längst vergessen. Sie erinnerte sich nur, dass er Gold auf den Kleidern getragen habe, aber sie konnte nicht recht sagen, ob er Marschall von Frankreich oder Tambour-Major, ein fliegender Seifenhändler oder Hotelportier gewesen war.

Dieser Platzregen von Erzählungen schläferete die Papierhändlerin ein, die durch alle die Aufregungen ganz hin war. Eine Kundin, die Stahlfedern kaufte, weckte sie wieder auf.

Sie reckte sich und dachte an's Mittagbrod; die Stunde dazu war gekommen.

Man beschloss, Mutter Dauriatte sollte aus den „Achtzehn Kochtöpfen“, einer Garküche in der Rue du Dragon, zwei Suppen und zwei Portionen Hammelkeule für sie drei holen.

„Ich will Kaffee mahlen, während Sie einkaufen,“ meinte Frau Champagne, „und Sophie deckt inzwischen den Tisch.“

Zwanzig Minuten später sassen sie im Hinterzimmer, dessen ganze Ausstattung aus einem runden Tisch, einem Wasserfass, einem kleinen Ofen und drei Stühlen bestand.

Sophie blieben die Bissen im Halse stecken; sie konnte nicht essen.

„Sie sollten sich doch ein wenig stärken, liebes Kind,“ sagte Mutter Dauriatte, die für Drei ass.

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf und gab Titi, dem Schoosshündchen der Papierhändlerin, das Fleisch, das auf ihrem Teller lag.

Als Mutter Dauriatte ihr aber keine Ruhe lassen wollte, kam ihr Frau Champagne zu Hilfe.

„Lassen Sie sie doch: der Aerger macht satt!“ sagte sie ernsthaft.

Auch sie hatte heut keinen rechten Hunger. Aber sie nährte sich wenigstens durch einige Gläschen rothen Liqueurs.

Mutter Dauriatte wollte ja sagen, sie konnte aber nur nicken, so hatte sie den Mund voll.

„Sehen wir nun einmal zu,“ meinte die Papierhändlerin, welche das Spirituslämpchen ausgelöscht hatte und das kochende Wasser auf den Kaffee goss, „sehen wir einmal zu und überlegen uns in aller Kürze: Was wollen Sie morgen thun, Sophie?“

Das junge Mädchen zuckte nur schmerzlich mit den Achseln.

„Sollte man nicht mit dem Hauswirth reden?“ schlug Frau Champagne vor, „und ihn um einige Tage Aufschub bitten?“

„Ach, der ist ja auch ein Bourgeois! Und gegen uns armes Volk sind sie immer einig!“ rief Mutter Dauriatte in einem Anfluge von gesundem Verstande.

„Thatsache wird ja sein, dass der Alte ihn gewiss schon besucht hat, damit er morgen die Möbel abholen lassen darf,“ murmelte Frau Champagne. „Ich traue ihm sogar zu, dass er ihm Geld gegeben hat, damit er sie nur hinauswirft. — Ach, die herzlose Bande! — Aber mir sollten sie nur kommen mit allen ihren Gesetzen; ich würde mich schon sträuben, so herausgeworfen zu werden. Und wahrhaftig, sie sollten es schon satt bekommen!“

Sie hielt plötzlich inne und sah Sophie an, die ihren Kaffee eifrig auslöffelte.

„Trink' doch nicht so, mein' Tochter!“ rief sie; „das thut nicht gut!“

Dann schwieg sie einen Augenblick und suchte nach dem abgerissenen Gedankenfaden.

„Ja, was ich sagen wollte,“ begann sie wieder, „was ich sagen wollte . . . wenn es für zwei langt, langt es schliesslich auch für drei. Ich habe zwar keinen rothen Heller, mein Kind, aber das macht nichts. Wenn man Dich hinausjagt, kommst Du hierher, und Bett und Brot sollst Du immer noch finden.“

Ein neuer Gedanke keimte plötzlich in ihrem Kopfe.

„Halt!“ rief sie, „wie wäre es denn — es darf Dir natürlich nicht unangenehm sein, wenn ich morgen an Deiner Stelle mit dem Grossvater

von Julius rede. Vielleicht bringe ich ihn zur Vernunft, und ich erreiche, was er Dir abgeschlagen hat.“

Sophie nahm das Anerbieten eifrig an.

„Ach, wie gut Sie sind, Frau Champagne!“ rief sie und umarmte sie. „Allein wäre ich ja ganz verrathen und verkauft!“

In der Nacht ihrer Traurigkeit war dies der erste Freudenstrahl. Von dem Verstande und der Bildung der Papierhändlerin war sie völlig überzeugt. Und sie zweifelte nicht einen Augenblick daran, dass ihre Anwesenheit ihr vom grössten Nutzen sein würde.

Ihre Stimmung schlug um; an Stelle ihrer tiefen Verzweiflung trat eine lebhaftere Hoffnung; es war ihr mit einem Male gewiss, dass ihr Elend jetzt ein Ende nehmen sollte.

Frau Champagne konnte ihrerseits einen gewissen Stolz bei dem Gedanken nicht verbergen, dass sie mit einem so angesehenen Herrn reden, dass sie als gebildete Frau mit ihm verhandeln sollte. Diese Aufgabe verlieh ihr in ihren eigenen Augen eine unendliche Wichtigkeit. Das gab Stoff genug, um monatelang darüber zu plaudern. Und das Ansehen, die Ehre, das Lob, welches das ganze Viertel ihrem guten Herzen, ihrer diplomatischen Geschicklichkeit und ihrem bewunderungswürdigen Auftreten zollen würde! Sie verlor sich ganz in diesem Traume, lächelte glücklich und sprach schon leise einige gezielte Redewendungen, die sie morgen zu gebrauchen dachte, vor sich hin.

Statt der Traurigkeit von vorhin herrschte jetzt helle Freude im Laden.

„Wollen Sie nicht noch ein Gläschen, mein Kind?“ nöthigte Frau Champagne Sophie.

„Sie auch, meine Theure?“ wandte sie sich an Mutter Dauriatte.

Mutter Dauriatte liess sich nicht lange bitten. Sie hielt ihr Glas hin und zog es nicht zurück, weil sie hoffte, Frau Champagne würde es ihr vielleicht bis zum Rand füllen. Sie bekam aber nur einen Fingerhut voll, und nun tranken alle Drei und wünschten sich Gesundheit und Glück.

Als die Stunde kam, wo der Laden geschlossen wurde, war Sophie gestärkt und beinahe ruhig nach all' den Aufregungen. Sie zweifelte nicht mehr am Erfolg des Unternehmens, sie rieth bereits, wieviel sie erhalten würde, und theilte die Summe schliesslich in drei Theile: soviel für die Hebamme, soviel für das Kind und soviel für sie, bis sie wieder eine Stellung hätte.

„Etwas solltest Du auch für unvorhergesehene Fälle bei Seite legen,“ rieth weise Frau Champagne. Und sie lachten und dachten, dass das Leben doch auch sein Gutes hätte.

Sie selber fühlte sich so aufgeregt, wie am Abend vor einer festlichen Partie. Sie beschloss, alle ihre Kleinodien anzulegen und ihr bestes Kleid anzuziehen. Sie wollte auf der Höhe des Augenblicks sein und diesem Notar imponiren, den es doch sicherlich sehr schmeicheln musste, so empfangen zu werden.

(Schluss im folgenden Hefte.)

→ Rundschau. ←

Aus der Zeit.

Preussen. Der „Gesetzentwurf, betreffend die Disziplinargewalt über die Privatdozenten“ ist den preussischen Universitäten zur eiligen Begutachtung vom Kultusminister zugestellt worden. Also der preussische Kultusminister hat es eilig! Dieser Wink wird wohl genügend sein, um eine Anzahl Professorenrücken noch etwas krummer zu machen. Der Entwurf stellt die Dozenten bezüglich der Disziplinargewalt in eine Reihe mit den Professoren, d. h. der Kultusminister allein ist in Zukunft ausschlaggebend. Geht dieser Entwurf durch, dann wird es mit der akademischen Lehrfreiheit bald zu Ende sein; einige unserer heutigen Professoren werden zwar, auf ihr grosses Ansehen gestützt, nach wie vor ihre Meinung äussern; hinfort wird aber Niemand, der sich zu einem preussischen Beamtenposten für zu unabhängig hält, die Universitätskarriere einschlagen.

In Praxis wird sich der Entwurf zunächst gegen die Sozialdemokraten, speziell Dr. Arons richten. Bezeichnend für diese Tendenz ist die Erklärung des Freiherrn von Zedlitz-Neukirch im Abgeordnetenhaus:

„Es ist unhaltbar, dass ein Privatdozent in einem Lehrkörper geduldet werden muss, welcher nach dem Verhalten der Sozialdemokraten gegenüber der Jubelfeier dieses Jahres sich trotzdem zur Sozialdemokratie bekannt hat und sich an sozialdemokratischen Agitationen beteiligt hat, ohne dass er entfernt werden könnte aus dem akademischen Lehrkörper.“

Der „Vorwärts“ nennt den Entwurf denn auch ganz richtig „Lex Arons“.

F. H.

Bayern. In der bayerischen Kammer der Abgeordneten erklärte der neue Kultusminister Dr. Landmann in Bezug auf die Lehrfreiheit, dass es an den bayerischen Universitäten keine Lehrer gebe, welche die Lehrfreiheit missbrauchten; durch die Universitäten gehe ein konservativer Zug, eine Reaktion gegen die Sozialdemokratie, wie im ganzen Volke. Schon in einer Ministerialentschliessung vom 28. März 1889 sei festgesetzt, dass irreligiöse Lehrer an den bayerischen Hochschulen nicht zugelassen werden sollen. Auf diesem Standpunkt

stehe die Regierung auch heute noch. Die Forschungsfreiheit müsse unbeschränkt bestehen, nicht aber die Lehrfreiheit, obwohl sie eigentlich nur die Konsequenz der Forschungsfreiheit sei; aber diese führe zuweilen zu Auswüchsen, zum Vortrage gewisser noch nicht ausgereifter Theorien. Die Staatsregierung wolle keine bestimmte Norm aufstellen, nach welcher die Lehrfreiheit einzudämmen sei; sie werde dann einschreiten, wenn die öffentliche Meinung, wenn das Gewissen des Volkes es fordere. H.

China. In Djan-Djan, im Norden Chinas wird demnächst die erste chinesische Universität nach europäischem Muster errichtet werden. Als Professoren sollen nur Europäer, als Hilfslehrer in Europa ausgebildete Chinesen fungieren. Ausser den auch hier zu Lande üblichen 4 Fakultäten sind Architektur, Bergbau und Elektrotechnik in den Lehrplan aufgenommen. Gleichzeitig mit der Universität werden Vorbereitungschulen unter Aufsicht der Ersteren in's Leben treten.

Japan. In Kioto, der früheren Hauptstadt des Reiches, soll eine zweite Universität nach europäischem Muster, wie Tokio, eingerichtet werden. Die vollständige Hochschule soll 6 Fakultäten umfassen, für den Anfang sind drei in Aussicht genommen, Jurisprudenz, Medizin und Technik.

Von den Hochschulen.

Berlin, Februar 1896. In der Studentenschaft ist die Idee des Ausschusses wieder einmal aufgetaucht. Anlass dazu bot die angebliche Zurücksetzung des V. D. St. und anderen nicht farbentragenden Studenten beim Kommers am 18. Januar. Der V. D. St., erbot, dass er trotz seiner Urteuschheit die Leitung des Kommerses der Burschenschaft hatte überlassen müssen, brachte die Frage des Schutzes der Finkenschaft gegen Uebergriffe der Farbenverbindungen und das für alle alten Berliner Semester ebenso bekannte wie abgedroschene Thema des studentischen Ausschusses wieder auf's Tapet. Sofort haben sich denn auch 13 Korporationen, „nationale“, wie die „Akad. Blätter“ sie nennen, an ihrer Spitze der V. D. St., zwecks Gründung eines Ausschusses zusammengefunden. Nun leuchtet für jeden vernünftigen Menschen ein, dass

man ein solches Unternehmen nicht kurz vor Semesterschluss in's Leben rufen darf, wenn man etwas erreichen will. Ja, wenn man etwas erreichen wollte! Aber jeder Eingeweichte weiss, dass diese Illusion nur wenigen der Betheiligten vorschwebt; aber reden kann man bei solchen vorbereitenden Sitzungen und für seinen Verein oder sein Vereinen Reklame machen; nach den Ferien verläuft dann die Sache im Sande; man hat wenig oder keine Arbeit gehabt, den Mund ungestraft recht voll nehmen dürfen und seine eitle Person hübsch zur Schau gestellt. Es geht doch nichts über einen deutsch-nationalen Studenten.

F. H.

— März 1896. Der „Sozialwissenschaftliche Studentenverein“ ist in ein neues Stadium seiner Entwicklung getreten: er hat sich nämlich von Herrn E. Schultze losgemacht. Dieser unglückselige Ahasver sieht sich nun zum dritten Male von denen verlassen, die ihm geholfen hatten — als sie ihn noch nicht kannten. Erst der Präses der alten „Sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung“, dann der Liebhaber des „Staatswissenschaftlichen Vereins“, den er gegen die Mitglieder der S. W. St. V., welche fast alle von ihm abgefallen waren, ausspielte, dann der Gründer des neuen „Sozialwissenschaftlichen Studentenvereins“ mit ganz neuen Mitgliedern, energisch bekämpft von dem St. W. V., dem die Augen aufgegangen waren, und um den sich noch einige Trümmer der alten S. W. St. V. scharten, jetzt auch von diesem Kinde seiner Muse verlassen, sucht er die verlorenen Anker . . . in der „Akademischen Vereinigung“. Wohl bekomm's Herrn Dr. Küster! Es schien in den letzten Jahren für jede akademische Neubildung ein trauriges Gesetz zu bestehen, dass sie erst das Stadium des Schultzeniums durchmachen musste, und schon wartete man ängstlich auf eine weitere Metastase des hartnäckigen Keimes . . . da traf die erschütternde Nachricht ein: Herr Schultze ist exmatrikulirt! Die Studentenschaft wenigstens ist vor ihm sicher; Friede seiner Asche! Der S. W. St. V. aber scheint das Unrecht, dass er seiner Zeit aus Unerfahrenheit am St. W. V. verübte, eingesehen zu haben. Wenigstens ist an die Stelle seines Vertreters in der „Akademischen Lesehalle“ jetzt ein Mitglied des St. W. V. getreten. Beide Vereine wollen für die Zukunft Hand in Hand gehen. Mögen sie dauernd von jedem Schultzenium befreit bleiben!

—ch.

—Februar 1896. Der Akademische Lesezirkel für die Dozenten unserer Universität hat eine nicht unbedeutende Erweiterung erfahren, indem die Universitätsbibliothek die bei ihr einlaufenden Brochüren auf einige Zeit zur Verfügung stellt. Anschliessend an diese Erweiterung beabsichtigt man den Zirkel späterhin in eine klubähnliche Einrichtung umzuwandeln.

F. H.

Bonn, März 1896. Die sozialwissenschaftliche Studenten-Vereinigung, welche im Dezember vorigen Jahres gegründet wurde, besteht, wie schon mitgeteilt, aus einer grösseren Anzahl Korporationen. Im Vorstand haben Sitz der Verband philosophischer und historischer Vereine, der Verband der juristischen Fakultät, sowie 10 Vereine. Diese Korporationen haben die Pflicht, zwei Drittel ihrer Mitglieder in ihre Vereinigung eintreten zu lassen.

Die Organisation ist also eine ganz zweckmässige, der Arbeitsplan der Vereinigung aber leider ein solcher, dass nicht viel Erfolg von ihr zu erwarten ist. Sie will zu allen theoretischen wie praktischen sozialen Fragen keine Stellung nehmen. Diese Unparteilichkeit will sie aber nicht erreichen, wie es natürlich wäre, indem sie Anhänger jeder Richtung zu Worte kommen lässt, vielmehr dürfen Vorträge nur von solchen Herren gehalten werden, die jeder Agitation irgend welcher Art fernstehen. Wie langweilig und ledern die Sache werden muss, kann man sich leicht vorstellen. Blicke ja nun noch die Debatte, um etwas Leben in die Sache zu bringen. Lebhaftige Debatte in unserem friedlichen Bonn, wo denken Sie hin. An der Debatte dürfen ausser Dozenten der Bonner universitas litterarum nur Herren theilnehmen, denen der Vorsitzende als Fachleuchten dies allergnädigst auf vorhergegangene Anfrage hin gestattet. Und die Studenten? Nun, für die ist der Fragekasten da. — Es ist zu bedauern, dass unsere Studentenschaft sich eine solche Kleinkinderbewahranstalt als sozialwissenschaftliche Vereinigung gefallen lässt. Vorsitzender der Vereinigung ist ein Theologe. Ja, selig sind die Sanftmüthigen.

E. Z.

Giessen, Februar 1896. Bierskandal, damit bezeichnet man eigentlich am besten die Vorgänge an unserer Universität. Es ist zwar nichts Erfreuliches, aber es ist doch auch einmal etwas passiert. Im alten SC.-Lokal, der Lotz-Kneipe, hatten neulich die Herren des Korps Hassia etwas stark

gefrühschoppt, und sangen nun, ungeachtet der Gegenwart der Frau Wirthin, unanständige Lieder. Das verbat sich der Wirth, als Antwort sangen die Studenten einen noch saftigeren Vers; dies verbat sich der Wirth schon energischer, diesen energischen Ton verbatens sich wieder die Herren Hessen, und der Krach war da.

Die Brauerei, welcher das Lokal gehört, und der SC., speziell die Hessen, traten nun in Unterhandlungen; die Brauerei verlangte, die Hessen sollten sich beim Wirth, die Hessen, der Wirth sollte sich bei ihnen entschuldigen. Heiter ist aber das Ansinnen der Brauerei an den SC. zwecks Beibehaltung der Lotz-Kneipe als SC.-Lokal. Jedes der drei Giessener Korps soll wöchentlich drei offizielle Frühschoppen und drei offizielle Abend-Kneipen im Lotz'schen Lokale abhalten! Das war denn doch selbst den alten geübten Korpsiers zu stark; am Schluss rückte aber die Brauerei mit dem Haupttrumpf heraus, sie verlangte im Nicht-Einigungsfalle Bezahlung der Korpschulden. Mag der Korpsier sonst noch so verachtungsvoll auf die Philister und Finken hinabschauen, der Pump ist seine Achillesferse; voraussichtlich wird also das Ende vom Liede sein, dass der Giessener SC. noch mehr — trinkt, als bisher. Schaurig, schaurig! K. W.

Göttingen, Febr. 1896. Seit Anfang des Wintersemesters besteht hier in Göttingen ein Seminar für Versicherungswissenschaften, das Professor Lexis, den hervorragenden Nationalökonom und Statistiker, zum Direktor hat. Die versicherungsrechtliche Seite leitet Professor Ehrenberg, die rein mathematische Seite Privatdozent Dr. Bohlmann. Jede Woche ist einmal 2—2½ Stunden Seminar, an dessen Sitzungen die beiden Professoren theilnehmen. Jedes ordentliche Mitglied des Seminars — es giebt auch einige ausserordentliche Mitglieder (wie z. B. Juristen), die nur einige Monate theilnehmen wollen, nicht die beiden zum Examen vorgeschriebenen Semester — ist verpflichtet, pro Semester einen Vortrag zu halten, an den sich dann stets eine eingehende Kritik anknüpft. Ausser dem Seminar hält Professor Ehrenberg auch noch eine Vorlesung über „Versicherungsrecht“, Dr. Bohlmann über „die mathematischen Rechnungen im Versicherungswesen“, mit dazu gehörigen Übungen, ab. Das Seminar zählt einige zwanzig Mitglieder, von denen fast zwei Drittel Juristen — Studenten oder Referendare — sind, der andere Theil der Mitglieder besteht aus einigen Studenten

der Mathematik und Herren, die schon im Versicherungswesen praktisch thätig gewesen sind, oder aus einem anderen Berufe sich völlig dem Versicherungswesen widmen wollen. Der Besuch ist ein recht guter.

Der Zweck dieser ganzen Einrichtung ist, versicherungswissenschaftlich gebildete Juristen und Beamte herauszubilden, und es ist zu hoffen, dass bei so fachkundiger Leitung der Erfolg auch ein guter sein wird.

Eine sehr erfreuliche Erscheinung zeigt das Seminar auch in der Hinsicht, dass alle nichtstudirten Mitglieder die nationalökonomische Vorlesungen von Professor Lexis und Professor Gustav Cohn mit allergrösstem Eifer besuchen.

— März 1896. Die Sozialwissenschaftliche Vereinigung veranstaltete in der zweiten Hälfte des Wintersemesters folgende Vorträge. Es sprachen Pfarrer Habermann über Raiffeisen'sche Kassen, ein studentisches Mitglied an zwei Abenden über die Entwicklung der Gesellschaft, Herr von Gerlach (Berlin) über die Lage der Arbeiterfrauen, Landgerichtsrath Kulemann (Braunschweig) über Handwerker-Organisation, und ein studentisches Mitglied über den Strike in der Konfektionsbranche.

A. Gr.

Greifswald, Februar 1896. Professor Nathusius trat, wie bekannt, vor einiger Zeit lebhaft für Stöcker ein. Für diese That erntete er eine Ovation seitens seiner Zuhörer. In seinen Dankesworten bezeichnete dann der Theologe die Angriffe auf Stöcker, der nur ein einzelnes Vergehen begangen, als ein Zeichen der heutigen Immoralität. Dabei fiel mir folgendes Gespräch zwischen Schulze und Müller im Kladderatsch ein:

Schulze: „Ich kann mir Gryps jar nicht ohne Nathusius vorstellen.“

Müller: „Aber Nathusius ohne Gryps.“

Schulze: „Da haste Recht, det jeht schon ehr.“

P. W.

Halle, März 1896. Für den zweiten sozialwissenschaftlichen Kursus, welchen wir schon im Januarheft ankündigten, haben eine grosse Anzahl Professoren Vorträge übernommen. Die Namen der Vortragenden und ihre Themata sind: Professor Conrad: Die Schwankungen des Geldwerthes und die Währungsfrage; Professor Diehl: Die Lehren des heutigen Sozialismus; Professor Friedberg (Abgeordneter): Ueber Finanzreform; Professor Liszt: Gefängniswesen und Fürsorge für Entlassene; Professor Löning: Armenwesen; Professor Lorss: Soziale Zustände

im Mittelalter; Professor Stammler: Rechtswesen und Staatstheorien. Ferner hat man von einigen Fabrikbesitzern, welche man um Vorträge aus ihrer praktischen Thätigkeit als Besitzer von Grossbetrieben und um Besichtigung ihrer Fabriken gebeten hat, günstige Antworten erhalten. W. N.

Hannover, Februar 1896. Am schwarzen Brett der Hochschule findet sich folgender Anschlag:

„Der Senat hat am 22. Januar beschlossen: Der Verein Skandinavia wird für das laufende Studienjahr suspendirt. Die spätere Wiedereröffnung wird von der Erklärung abhängig gemacht, dass der Verein in Zukunft an den von der Technischen Hochschule veranstalteten nationalen Festlichkeiten sich betheiligen wird.“

Die Skandinavia, welche aus Skandinavien und Dänen besteht, hatte nämlich am 18. Januar gestrikt. Hierfür rächte sich die Gesinnungstüchtigkeit durch Suspendirung des Vereins. Die Liebe zu Deutschland wird dadurch bei den Betroffenen sicherlich gesteigert werden. B. G.

Heidelberg, Februar 1896. Der hiesige sozialwissenschaftliche Verein ist in der Art organisirt, dass nur Vereine demselben beitreten können, allerdings mit der Modifizirung, dass einzelne Studenten sich für ihre Theilnahme an dem sozialwissenschaftlichen Verein an die einzelnen Vereine anschliessen können. Die Vereine sind im Vorstände der Anzahl ihrer Mitglieder, welche dem sozialwissenschaftlichen Verein angehören, entsprechend vertreten. W. W.

Kiel, März 1896. Hinter dem Lehrer der englischen Sprache und Lektor an der Universität Kiel, M. Rankilor, erlässt die Staatsanwaltschaft einen Steckbrief wegen Verdachts der Majestätsbeleidigung. Angeblich soll diese durch eine Aeusserung über die deutsche Kolonialpolitik begangen sein. L. P.

Königsberg, Februar 1896. Palaestra Albertina. Am 21. d. M. theilte Professor Bezzenberger in einer Versammlung des Vereins Palaestra Albertina mit, dass die Mitgliederzahl auf 1000 gestiegen sei und man nunmehr am 1. April mit dem Bau beginnen werde. M. Sp.

Leipzig, Januar 1896. Der Verband alter Burschschafter veranstaltete am 22. ds. den dritten sozialpolitischen Vortrag; Herr Rathsassessor Boeters sprach hauptsächlich über Arbeiterschutzgesetzgebung. Am Schluss des Abends wurde

sodann die Notiz aus dem Vorwärts: „Alte Herren als Instruktoren über soziale Fragen“, wie es hiess, zum Vergnügen der Theilnehmer vorgelesen. Die Notiz, welche zwar etwas scharf gehalten ist, trifft doch grossentheils das Richtige; dass die Herren dies Gefühl auch gehabt haben, geht wohl aus dem Umstande der Verlesung hervor; denn wenn man sich garnicht getroffen fühlt, reagirt man eben garnicht. Den Herren Sozialpolitikern können wir übrigens die Lektüre „Vorwärts“ als belehrend und anregend bestens empfehlen. F. H.

— Februar 1896. Eine Versammlung der nicht inkorporirten Studenten behandelte im Januar den Schutz derselben gegen den Verruf der Kouleuren; bei dieser Gelegenheit wurde auch die Gründung eines allgemeinen studentischen Ehrengerichts in Aussicht genommen. Ferner sprach man von einer Behandlung der studentischen Angelegenheiten von grossen Gesichtspunkten aus, von der Linderung des sozialen Elends in der Studentenschaft u. s. w. Eine zweite Versammlung, die aus Anlass der Zurücksetzung der Nichtinkorporirten bei den Vorbereitungen zur Reichsfeier stattfand, wählte einen Ausschuss von fünf Herren, welcher die nichtinkorporirte Studentenschaft bei allen Gelegenheiten zu vertreten hat. H. D.

Amsterdam, Februar 1896. Für die Freie Universität gingen im Januar grosse Schenkungen ein, im Ganzen 27,000 fl. Von einem unbekanntem Spender gingen allein 23,000 fl. ein, sowie noch 13,000 fl. für den Studentenfonds der Freien Universität. M. V.

Brüssel, Februar 1896. An der Université libre, welche, wie bekannt, seit Oktober 1895 alle vier vorgeschriebenen Fakultäten besitzt, wurden im Januar in der philosophischen folgende vier Seminarier eingerichtet und festlich eingeweiht: 1. für Philosophie, 2. für Geschichte und Geographie, 3. für Sprachwissenschaften und 4. für Litteratur. Die Errichtung dieser Seminarier entsprach einem lange empfundenen Bedürfniss. Für die Examenkandidaten sind die Seminararbeiten obligatorisch, für die übrigen Studirenden fakultativ. Die Leitung der Seminarier liegt, in Anwesenheit eines Professors, in den Händen eines Hilfslehrers oder Doktors. Die Leiter haben jährlich der Fakultät Bericht zu erstatten, wonach die wissenschaftlich werthvollen Arbeiten veröffentlicht werden sollen. Seit dem 1. März

giebt die Universität regelmässige Berichte heraus.

— März 1896. Beim Wechsel des Rektorats der Université libre wurde diese Würde dem Herrn Professor de Greef übertragen.

Lille. Ein Lehrstuhl für Journalismus ist an unserer Universität errichtet worden. Es ist dies der erste Versuch den Journalismus in die Reihe der Universitäts-Disziplinen einzufügen.

Madrid, März 1896. Die Ausbrüche des Chauvinismus gegen die Vereinigten Staaten treten auch auf der Universität zu Tage. So veranstalteten die Studenten eine Kundgebung, wobei sie eine amerikanische Fahne verbrannten. Laut Beschluss des Ministeriums ist, um ähnlichen Vorgängen vorzubeugen, die Universität geschlossen worden.

Salamanca, März 1896. Anlässlich einer studentischen Kundgebung gegen die Vereinigten Staaten, bei welcher, wie auch in Madrid, eine amerikanische Fahne verbrannt wurde, schritt die Gendarmerie ein. Mit Steinwürfen empfangen, gab sie zweimal Feuer. Die Universität ist sogleich geschlossen worden.

Zürich, Februar 1896. An unserer Hochschule haben sich unlängst zwei tumultuarische Vorgänge abgespielt. Die Veranlassung boten beide Male unsere Dozenten. Professor Fiedler gestattete sich eines Tages seine Zuhörer mit Namen aus dem Thierreich zu belegen. Die Antwort der Studierenden bestand in einer gewaltigen Katzenmusik; die Zahl der Festtheilnehmer betrug fast 200. Die „Neue Züricher Zeitung“ (hier die preussischen Hofnachrichten genannt) entriestet sich über das Gebahren der „unreifen Jugend“ in chauvinistischer Weise, worauf ihr ebenfalls ein Ständchen gebracht wurde. Hierbei verbrannte man einige Exemplare der N. Z. Z. Die Redakteure brannten, hierüber ergrimmt, ein Rothfeuer ab, um die Studierenden zu ärgern. Das Resultat war ein zweites Ständchen, bei welcher Gelegenheit eine Anzahl Fensterscheiben des Redaktionslokales zu Grunde gingen. Ist dieser Vorgang mehr oder weniger nur ein Krawall zu nennen, so hat der zweite eine weit grössere Bedeutung, wenn er auch nicht so unangenehme Formen annahm, wie der eben erwähnte. Professor S. am Polytechnikum gefiel sich darin, seine Zuhörerinnen zu necken, indem er einen Ausspruch Nietzsches, „studierende Frauen seien körperlich anormal“, zitierte. Anstatt aus der bei dieser Gelegenheit

bewiesenen Zurückhaltung zu lernen, dass es noch Menschen mit mehr Taktgefühl gäbe, als er besass, und sich danach zu richten, verfiel der Professor in den Ton seiner Flegeljahre und zitierte folgenden Ausspruch aus dem klassischen Alterthum: „Wären die Frauen nicht zum Fortpflanzen des Geschlechtes nothwendig, so möchten wir sie am liebsten ganz entbehren.“

Auf diese Frechheit hin verliessen die männlichen und weiblichen russischen Studierenden nebst ihren weniger zahlreichen deutschen Kommilitoninnen und Kommilitonen den Lehrsaal; eine Anzahl konservativer Schweizer blieb sitzen, und als wenn ihre Rückständigkeit nicht schon längst bekannt gewesen wäre, dokumentirten sie dieselbe durch Applaus für den unmanierlichen Professor. Es ist eben Niemand so dumm, dass er nicht noch einen Dümmeren findet. A. G.

Frauenstudium.

Professor Dr. Waldeyer sprach sich in einer am 11. Februar stattgenabten Versammlung des Vereins Frauenwohl dahin aus, dass den Frauen die gleichen Studienrechte zu gewähren seien, wie den Männern; die besondere Betonung der Eröffnung des medizinischen Studiums für die Frauen sehe er für eine Einseitigkeit an; sämtliche Fakultäten seien freizugeben. So angenehm uns diese Auffassung des Herrn Professors berührte, so sonderbar fanden wir, dass er der Idee des Prof. Delbrück, besondere Frauen-Universitäten zu errichten, zustimmte. Man sollte doch endlich mit der Abschliessung der Geschlechter von einander aufhören; die Sittlichkeit beider könnte dadurch auf die Dauer nur gewinnen.

F. H.

Bayern. Bisher waren den Frauen die bayerischen Universitäten verschlossen. Wie das Kultusministerium bekannt macht, sollen nunmehr mit dem bevorstehenden Sommer-Semester die Frauen unter denselben Bedingungen, welche zur Zeit in Preussen gelten, zum Studium zugelassen werden.

An der Universität Genf studirten in diesem Winter-Semester circa 200 Frauen, von welchen 136 rite immatrikulirt waren. Es studirten Medizin 50 Russinnen, 18 Polinnen, 5 Armenierinnen, 4 Bulgarinnen, 1 Serbin und 2 Genferinnen. In der faculté des lettres waren 109 Studirende immatrikulirt, darunter 41 Frauen. Diese vertheilen sich folgendermassen auf die

Nationalitäten: 17 Deutsche, 7 Russinnen, 5 Polinnen, 4 Rumäninnen, 3 Bulgarinnen, 2 Engländerinnen, 2 Amerikanerinnen und 1 Französin. Die Zahl der nicht immatrikulirten Hörer dieser Fakultät betrug 136, darunter 75 Frauen. M. M.

Ungarn. Die Gründung von Mädchen-Gymnasien hat die Billigung des Kultusministers nicht gefunden. Derselbe sprach sich gegen dieselbe aus, da den Mädchen die bestehenden Knaben-Gymnasien geöffnet werden sollen.

Von unseren Professoren.

• Der Dozent an der Berliner Universität Dr. Runze bespricht in einem längeren Aufsatz der „Akademischen Blätter“ über die Privatdozenten den Protest der 53 Professoren gegen das Hinschius'sche Gutachten und meint, man hätte doch besser gethan, die Thätigkeit des Ministers durch diese Erklärung nicht zu stören. Dr. Runze erwartet die glückliche und allgemein befriedigende Lösung der Frage vom preussischen Kultusminister. Der Herr Minister wird auf dieses Vertrauensvotum sicherlich stolz sein. F. H.

Streifzüge und Streitfragen.

Die Dauer des Arbeitstages. Auf dem III. internationalen hygienischen Congress in Budapest hielt Dr. E. R. J. Krejcsi Vortrag:

Ueber das Verhältniss der Dauer des Arbeitstages zur Gesundheit des Arbeiters und dessen Einfluss auf die öffentliche Gesundheit der im Verlag des „Arbeiterschutzes“ (Erste Wiener Vereins-Buchdruckerei) Wien 1895 im Druck erschienen ist.

Dr. Krejcsi geht davon aus, dass in früherer Zeit, als das Handwerk noch ausschliesslich auf Handfertigkeit und Erfahrung beruhte, es bei der geringen Anzahl gelernter Lohnarbeiter dem Meister der eigene Vortheil verbot, seine Gesellen über ein bestimmtes, der Gesundheit zuträgliches Maass hinaus anzustrengen. Kamen auch damals schon Streitigkeiten vor, so war es nicht wegen der Arbeitsdauer an einem Tage, sondern wegen der Zahl der Arbeitstage im Jahre. Anders ist es heute bei der kollossalen Zunahme des Maschinenbetriebes, wo zur Wartung der Maschinen nur die Erlernung einiger weniger Handgriffe nöthig ist, wo in Folge der grossen Zahl der Arbeitslosen für jeden ausscheidenden Arbeiter schon zehn andere auf dessen Posten lauern. Heute

gebietet der Vortheil jedem echten Kapitalisten, so viel Mehrwerth wie möglich aus seinen Arbeitern herauszuschinden und daher die Dauer der Arbeitszeit ins Ungemessene zu steigern. Angesichts dieser Bestrebungen der Arbeitgeber und den natürlich entgegengesetzten der Arbeitnehmer untersucht nun Verfasser, welche von beiden die berechtigtesten sind und kommt dabei zu folgenden Betrachtungen.

Wird ein Muskel eine Zeit lang bis zur vollständigen Erschöpfung angestrengt, so genügt, wie durch Versuche bewiesen, eine zweistündige Ruhepause, um jede Spur von Ermüdung zu verwischen. Würde der Muskel nur halb so lange angestrengt, so reichte schon der vierte Theil der Zeit, also eine halbe Stunde aus, um den alten Zustand wieder herzustellen. Durch Messungen wurde ausserdem festgestellt, dass die in der ersten Hälfte der Zeit geleistete Arbeitsmenge um ein Bedeutendes grösser war, als die in der zweiten, „dass also „die Arbeit, welche ein ermüdeter Muskel „ausführt, demselben viel schädlicher ist, „als eine Arbeitsleistung unter normalen „Bedingungen.“ Aber nicht nur die Muskelkraft verringert sich rapide, sondern es tritt auch eine innere Erschlaffung ein, die meistens der Anlass zu gesteigertem Alkoholgenuss ist. Denn der Brantwein gestattet durch seine Wirkung auf die Nerven dem Arbeiter die fehlende Kraft auf Kosten seines Körpers zu ersetzen, was früher oder später den unvermeidlichen Bankerott seines Körpers nach sich zieht. Denselben nachtheiligen Einfluss, wie die überlange Arbeitszeit, üben auch noch andere Faktoren aus, wie einseitige Körperhaltung, Einwirkung von Staub und Giften, schlechte Beschaffenheit der Arbeits- und Wohnräume, ungenügende Ernährung etc., sobald sie längere Zeit auf den Körper einwirken: „Es stellt sich dann die Be- „rufrkrankheit ein, welche bei einer „dauernd weniger langen Arbeitszeit den „Arbeiter wahrscheinlich erst zu einem „späteren Zeitpunkte betroffen hätte, „und so muss diese Zeitdifferenz in der „Erkrankung der über das Erträgliche „hinausgehenden Arbeitszeit zu Lasten „geschrieben werden.“

Zum Beweise für seine Behauptungen führt Verf. zwei Unfallstatistiken an, eine vom „Deutschen Reichsversicherungsamt“ im Jahre 1890 veröffentlichte, und eine von der „Arbeiter-Kranken- und Versicherungskasse in Wien“ zusammengestellte, aus denen ersichtlich ist, wie die Unfallgefahr in demselben Maasse zunimmt, als

die Dauer der Arbeitszeit nach den Pausen vorwärts schreitet, und so das Moment der Erschöpfung bei den Arbeitern wirksam wird. So ersehen wir aus der ersten Tabelle, dass die Zahl der Unfälle zwischen 6 und 7 Uhr Vormittags 2,83% der gesamten Unfälle beträgt, zwischen 11 und 12 auf 10,32% gestiegen ist, zwischen 12 und 1 auf 3,74% fällt, um zwischen 5 und 6 wieder auf 8,48% zu steigen. Aehnlich sind die Zahlen der zweiten Tabelle, bei der sich sogar die Frühstücks- und Vesperpausen durch Senken der Unfallziffer vortheilhaft bemerkbar machen.

Die angeführten schädlichen Wirkungen übermässiger Arbeit beeinträchtigen dann aber auch die Volksgesundheit. Die Sterblichkeit unter den Arbeiterkindern ist grösser als die anderer, ihre Entwicklung ist eine viel langsamere. Erst mit 19 Jahren durchschnittlich erreicht der von Arbeitern Abstammende dieselbe Grösse, welche der Wohlhabende schon mit 15 Jahren besitzt; das Luftquantum, das er der Lunge zuführt, ist um 800 Kubikcentimeter geringer, als das des Wohlhabenden im gleichen Alter von 19 Jahren. Wie in Folge dessen die meisten Kulturvölker entarten, zeigt die Zunahme der Untauglichkeit für den Kriegsdienst. 1789 betrug in Frankreich das Mindestmaass für den Infanteristen 165 cm, 1852 156 cm, in Sachsen i. J. 1780 178 cm, heute 155 cm. In Oesterreich-Ungarn musste 1889 das militärfähige Alter von 20 auf 21 Jahre verschoben werden, und überall steigt der Prozentsatz der wegen Untauglichkeit Zurückgestellten.

Diesen klar redenden Thatsachen gegenüber beginnt man in fast allen Kulturstaaten durch die Gesetzgebung auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes vorzugehen; jedoch sind die erreichten Resultate noch wenig bedeusam. Diesen ersten Schritten müssen, wenn sie Erfolg haben sollen, sehr bald weitere folgen, die zunächst in der Erforschung der Rückwirkung der Dauer der Arbeitszeit und der übrigen Schädlichkeiten auf das körperliche Befinden des Arbeiters nach Alter und Geschlecht von Seiten der Organe des Staates zu bestehen hätten, und die der Verfasser in folgender Schlussforderung zusammenfasst:

„Es ist Aufgabe des um die Erhaltung einer kräftigen und tüchtigen Bevölkerung besorgten Staates, den Schädlichkeiten der Ueberarbeit im Wege der Gesetzgebung vorzubeugen, durch Feststellung der Normalarbeitszeit im Verhältniss der Schädlichkeiten der

„verschiedenen gewerblichen Arbeiten, mit der Tendenz, nach und nach die thatsächliche Arbeitszeit annähernd nach der hygienisch zulässigen Arbeitszeit (Hygienischer Maximalarbeitstag) zu regeln.“

Der Verfasser irrt nun insofern, als er glaubt, dass sich diese Forderungen auf dem Boden der jetzigen Gesellschaftsordnung erfüllen lassen, sie voll und ganz durchzuführen zum Heile der gesamten Menschheit, das bleibt der sozialistischen Gesellschaft vorbehalten. G. K.

M. von Egidy und der „Sozialistische Akademiker.“*) Mit grossem Bedauern habe ich schon mehrmals gefunden, dass M. von Egidy im „S. A.“ mit Worten der Verachtung und der Geringschätzung erwähnt worden ist, ja sogar, dass sein Name ohne ersichtlichen Grund herangezogen würde, um ihm eins auszuwischen.

Ich möchte doch den oder die betreffenden Mitarbeiter bitten, wenn sie es für nothwendig halten, einen tapferen und ehrlichen Mann, der mir eine verehrungswürdige Gestalt ist, als eine Art lächerliche Person zu behandeln, mir auch zu sagen, was für verborgene Gründe sie bei diesem Vorgehen leiten. Ein Blatt, das Naumann objektiv würdigt, das den Opportunismus Dr. Zepler's zu Wort kommen lässt, sollte einem Egidy, der nicht Opportunist und nicht, wie Naumann, ein klug berechnender Politiker ist, zum mindesten Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ich finde, es schiekt sich nicht, es gehört sich vor Allem nicht, in einem Blatt, das in erster Linie für Studenten, d. h. für Lernende, bestimmt ist, wenn von einem Manne, der mit Ernst bestrebt ist, in allen Schichten der Bevölkerung das soziale Gewissen zu wecken, und Geistesfreiheit zu säen, mit den folgenden höhnischen, ja hähmischen Worten, gesprochen wird:

„Damit dabei auch die Militärmusik nicht fehle, schreibt Herr von Egidy: „Der Friede ist möglich, weil er nothwendig ist“, und beweist damit wiederum urbi et orbi, dass die Logik und Herr von Egidy auf recht gespanntem Fusse leben.“

Es ist unanständig, einen früheren Offizier, der in so bedeutsamer und ehren-

*) Wir haben zu Herrn v. Egidy bisher keine Stellung genommen. Der Angriff des Einsenders richtet sich daher nur gegen den Verfasser der gegenwärtigen Notiz, weshalb wir diesen zu der weiter unten folgenden Entgegnung gleichzeitig Gelegenheit geben.
Die Redaktion.

werther Weise den Soldatenrock ausgezogen hat, mit seinem früheren Berufe anulken zu wollen.

Herr Ch. K., der Schreiber dieser Worte, ist ein angehender Journalist: er möge sich bei Zeiten zu Herzen nehmen, dass er ein gefährliches Handwerk ausübt; gar zu leicht gewöhnt sich die allzeit bereite Feder daran, Dinge zu schreiben, die zwar wirksam, aber nicht wahrhaft sind. Und vor Allem muss Ch. K. sich hüten, in Dingen von oben herab reden zu wollen, wo er besser thäte, von unten herauf zu lernen. Der Merkspruch Egidy's über den Frieden ist nämlich nicht im geringsten unlogisch, sondern nur gegen den sogenannten gesunden Menschenverstand, gegen den Anschein des Richtigen, was man gemeinlich paradox nennt. Wenn Ch. K. seine Nase ein wenig in irgend einen populären Abriss der Philosophie stecken wollte (es giebt solche nützlichen Bücher, die sowohl für Examenkandidaten wie für angehende Journalisten sehr brauchbar sind), würde er bemerken, dass Egidy's Wort nur eine Anwendung des berühmten Kant'schen kategorischen Imperativs ist: „Du kannst, denn du willst!“ Auch dieser Imperativ ist nur dem gemeinen Philisterverstand „unlogisch“; für den, der willig ist, anderer Leute Meinen nachzudenken, statt es von vornherein zu bekritteln, hat er einen sehr vernünftigen Sinn, nämlich: vor der moralischen Nothwendigkeit giebt es keine Unmöglichkeit. Darüber lässt sich streiten; aber hüten sollte man sich, über gar nicht Verstandenes abzuurtheilen. Man erweckt sonst leicht den Eindruck, als ob der, den man belächelt, doch noch etwas klüger sei, als der ihn meistern möchte, und das ist für einen angehenden Journalisten nur selten von Vortheil. gl.

M. v. Egidy und sein sozialistischer Vertheidiger. „Ich finde, es schickt sich nicht, es gehört sich nicht,“ „es ist unanständig,“ jemanden, von dessen Alter, Beruf und Lebenslage man keine Ahnung haben kann, wie einen dummen Jungen abzukanzeln, und so zu thun, als könnte man ihn ganz genau, so dass die Leser direkt irre geführt werden müssen. Doch will ich mit diesen persönlichen Dingen den Raum des Blattes nicht weiter in Anspruch nehmen, sondern das Urtheil darüber dem individuellen Schicklichkeitsgefühl jedes einzelnen Lesers überlassen.

Also zur Sache. Herr gl. hält es für nothwendig, zunächst den Charakter Herrn v. Egidy's mir gegenüber zu ver-

theidigen. Das heisst: offene Thüren einrennen. Sein Charakter und seine Persönlichkeit ist von mir gar nicht angegriffen worden. Seine gedanklichen Produktionen dagegen sind von A bis Z. höchst anfechtbar. Nun bestreitet aber Herr gl. mir die Fähigkeit, mich in den Gedankenkreis anderer hineinzusetzen. Da kann ich mich jedoch auf Herrn v. Egidy selbst berufen, der mir einmal vor 2 1/2 Jahren, nachdem wir zu zweien einen ganzen Abend diskutirt hatten, versicherte, dass ich mich gerade dadurch von andern seiner Gegner vortheilhaft auszeichnete, dass ich stets auf seine Gedanken einzugehen verstände. Und wenn ich ihn diesmal mit einer kurzen, spöttischen Bemerkung abthat, so lag das an dem ganzen Tone, zu dem mich das geschmacklose Exterieur und der zweifelhafte Inhalt des zu besprechenden Buches zwang. Der zitierte Satz, mit dem der Egidy'sche Artikel anfangt, ist deshalb so unlogisch, weil er eine Verweigerung der sittlichen und realen Nothwendigkeit, des Sollens mit dem Müssen enthält. Selbst vom Kantischen Standpunkt aus darf man nur sagen: „Der Krieg soll aufhören“, aber ob dann die geschichtliche Entwicklung dem Sittengebot gehorchen wird, liegt in einer ganz andern Ebene. Wäre M. v. Egidy ein Römer aus dem zweiten Jahrhundert n. Ch. gewesen, so hätte er kommandirt: „Die Sklaverei wird aufhören, weil sie aufhören muss.“ Aber die Sklaverei hörte nicht auf, und schon ging die klassische Kultur zu Grunde. Herr v. Egidy hätte dann die moralische Nothwendigkeit für sich, aber die reale gegen sich gehabt.

In eine Diskussion über das Kant'sche Sittengesetz selbst kann ich mich hier nicht einlassen, stehe aber persönlich Herrn gl. gern zur Verfügung. Da er jedoch so freundlich war, mir zur Lektüre einen Abriss der Philosophie zu empfehlen, so bitte ich ihn meinerseits doch zunächst einmal die Widerlegungen resp. mehr oder weniger scharfen Kritiken nachzulesen, welche der kategorische Imperativ bei theilweise nicht ganz unbedeutenden Philosophen wie Bärenbach, Bender, Carneri, Dreher, Dühring, Lange, Nathan, Nietzsche, Riehl, Scherr, Schiller, Schopenhauer, Spencer, Stendel, Stirner, Vaihinger gefunden hat. Dann wollen wir uns wieder sprechen. Cb. K.

Litteratur.

Th. v. Wächter. Die Stellung der Sozialdemokratie zur Religion. —

Muss es stets Reiche und Arme, Herren und Knechte geben? Stuttgart. Verlag des Sonntagsblattes für freien Geistesaustausch.

Der Verfasser geht von der Thatsache aus, dass die Verschiedenheit der religiösen Anschauung unter den Arbeitern von Seiten der Bourgeoisie weidlich ausgenutzt wird, die Arbeiter untereinander zu verhetzen.

„Wenn die Arbeiter im Kampf gegen die Geldmacht nicht vorher einig werden, als bis sie alle zu einer Weltanschauung sich durchgerungen, sei es die Weltanschauung des Atheismus, sei es die des Christenthums — wahrlich, dann hat die Geldmacht noch lange Ruhe.“ —

Es wäre somit höchst unpolitisch von der Sozialdemokratie, ihrerseits diesen Kampf um die Weltanschauung zu schüren und einen Theil der Arbeiter abzustossen. So unpraktisch ist nun die Sozialdemokratie — wenigstens in ihrem Programm — nicht. Sie fordert Erklärung der Religion zur Privatsache.

„Wie steht es nun aber mit der Frage“ — fährt v. W. fort — „ob die Partei nicht innerhalb der künftigen Volksgemeinschaft, sondern innerhalb der jetzigen Parteizugehörigkeit die Religion zur Privatsache erklären, ihre Parteigenossen jeden beliebigen religiösen Standpunkt vertreten lassen kann?“ Diese Frage ist nach v. W. unbedingt zu bejahen; zu verneinen wäre sie blos dann, wenn die betreffende Religion (in praxi handelt es sich ja nur um das Christenthum) die Knechtseligkeit fördern würde. Unser offizielles Kirchen-Christenthum thut das allerdings.

Wer sich aber die Mühe nimmt, einmal wirklich die Person des Jesus von Nazareth genau anzusehen, der wird finden, dass er nichts weniger gepredigt hat als Knechtsinn — ganz im Gegentheil: „Wer hiess dich auch reden so rücksichtslos von der Kirche und vom Staate?“ ist ein sehr treffendes Wort Heine's, das das Wesen der Lehre Christi viel besser erfasst, als das ewige Gerede von der Knechtseligkeit. Die Quintessenz der Schrift würde etwa die sein: Gegen die Forderung, man muss jedem sozialdemokratischen Parteigenossen seine religiöse Meinung lassen, ist vom prinzipiellen Standpunkt nichts einzuwenden, dagegen ist sie aus praktischen Rücksichten entschieden zu befürworten.

Die andere Schrift: „Muss es stets Reiche und Arme, Herren und Knechte geben?“ oder „Das Naturgesetz des

Kampfes um's Dasein und der Sozialismus“, ist, wie Verfasser zu Anfang mittheilt, im Wesentlichen ein Auszug aus Professor Dodel's Schrift „Moses oder Darwin?“ Die Broschüre ist meiner Ansicht nach eine recht gute populäre Darstellung wissenschaftlicher Fragen. Sie wendet sich hauptsächlich gegen die Legende, dass der Sozialismus durch den Darwinismus, bezw. die Entwicklungstheorie widerlegbar sei.

Beide Schriften beweisen, mag man über v. W. denken, wie man will, seine nicht zu unterschätzende Bedeutung als Agitator für die sozialdemokratische Partei. Zum Glück wird er von seiner Agitation nicht ablassen, obwohl ihn die Partei — mit welchem Recht, will ich nicht untersuchen — „kalt gestellt“ hat.

H. W., cand. theol.

Dr. Rudolf Stammler, Professor an der Universität Halle: Wirthschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung. Leipzig 1896. Verlag von Veit & Comp. (Preis 14 Mk.)

Ein ausführliches wissenschaftliches Werk, welches sich mit dem von dem Professorenthum im Allgemeinen ignorirten historischen Materialismus und seiner Bedeutung als Methode beschäftigt. In dem Streben nach einer obersten Gesetzmässigkeit des gesellschaftlichen Lebens findet der Verfasser, dass die materialistische Geschichtsauffassung dieses Ziel nicht erreicht, und unternimmt es dann, „in deren Korrektur zu den Grundzügen einer allgemeingiltigen Theorie der sozialen Frage und zu einer Grundlegung der Sozialphilosophie“ zu gelangen.

Die Arbeit ist rein theoretischer Natur. Nicht Einzelwahrnehmungen will sie geben, sondern ihre Zusammenfassung zu einer allgemeingiltigen Erkenntniss, also gerade das, was die meisten Wissenschaftler heute in vollständiger Verkennung des eigentlichen Wesens der Wissenschaft unbeachtet lassen. Um so höher ist dieser Versuch anzuschlagen, wengleich er eben nur Versuch ist.

Der Inhalt eines solchen Werkes kann in einer kurzen Besprechung überhaupt nicht behandelt werden. Es wird daher über diesen Gegenstand ein längerer Aufsatz in dieser Zeitschrift erscheinen.

Die Stellung der Privat-Dozenten von Dr. J. Jastrow. Berlin 1896. Rosenbaum & Hart.

Das vorliegende Buch zerfällt in drei Abschnitte. Der erste „die Entwicklung des Privat-Dozenthums“ ist durchweg histo-

risch und liefert einige hübsche Beispiele von Willkürakten preussischer Ministerien. Der zweite wendet sich gegen das Hinschius'sche Gutachten und lässt sowohl die Logik als die Polemik dieses Herren in einem recht eigenartigen Lichte erscheinen. Bemerkenswert ist hierzu, dass Jastrow diesen Eindruck durch rein objektive Zusammenstellung des Gutachtens und der späteren Hinschius'schen Replik, sowie der geltenden Rechtsbestimmungen hervorbringt. Hinschius erscheint hier als ein grosser Künstler in — sagen wir unvornehmem — Zitiren. „Der Plan einer Neuregelung“ ist die Ueberschrift des dritten Abschnittes, in welchem der Verfasser mit Recht darauf hinweist, „dass in Preussen die Beamten-Disziplin in anerkannt gefährlicher Weise geregelt ist.“ Er weist ferner darauf hin, dass bereits heute das Ansehen der Professoren durch den Umstand, dass sie Staatsbeamte sind, gelitten hat, und sagt, „mit der Privatdozentur zugleich würde die Stellung des akademischen Lehrers in Allgemeinen herabgedrückt werden. Ich möchte noch auf folgenden Satz aufmerksam machen, der die Sachlage kurz und erschöpfend ausdrückt: „Im gegenwärtigen Augenblick würde eine Veränderung in der Kompetenz nur bedeuten, dass die Entscheidung über die Beamten-Disziplin einer Behörde übertragen werden sollte, von welcher man hofft, dass sie politisch die Zügel straffer anziehen wird.“

Der Anhang enthält die Erklärung der Dreihundfünfzig, die Gegenerklärung von Hinschius und einige weitere Material- und Litteraturangaben.

F. H.

„Der Babylonische Talmud.“ Text (nach der editio princeps) mit Varianten nebst Uebersetzung und Erklärungen, herausgegeben von Lazarus Goldschmidt, Berlin, S. Calvary & Co.,

Bei dem vorliegenden Lieferungswerke, welches soeben zu erscheinen beginnt, haben wir es mit einer rein wissenschaftlichen Arbeit zu thun. Es ist für Bibliotheken und ähnliche Institute bestimmt und erscheint demgemäss nur in 450 Exemplaren; der Preis ist bei 8 Bänden vorläufig auf circa 400 M. veranschlagt. Eine rein wissenschaftliche Arbeit über den viel umstrittenen Talmud ist schon lange ein Bedürfniss und wird in Fachkreisen gewiss mit Freuden begrüsst werden.

F. H.

Reuven.

In No. 23 der Zeitschrift „Soziale Praxis“ veröffentlicht Professor G. Salvioli aus Palermo einen Artikel über „Die sozialistische Partei in Italien“, in dem er den Nachweis dafür liefert, dass die Crispi'sche Ausnahmegesetzgebung und die Zwangsdomicile der Bewegung keinen Eintrag gethan, vielmehr bei den letzten Wahlen den Sozialisten einen bedeutenden Stimmenzuwachs verschafft haben. „Trotzdem“, schreibt er, „thut die italienische Regierung nichts, und beabsichtigt nichts zu thun, wenn sie nicht vielleicht die traurige wirtschaftliche Lage noch verschlimmert durch neue Steuern für das afrikanische Abenteuer, das unternommen und aufrecht erhalten wird, um die Aufmerksamkeit von inneren Uebeln abzulenken. Die Kammer ist geschlossen, die Auswanderung nimmt zu, die Zahl der Arbeitslosen ist ungeheuer, die Baumwoll-Industrie und andere Gewerbe der Lombardei und ebenso der Weinbau in Sizilien leiden unter harten Steuern und so ist die Noth in Stadt und Land gleich gross. In der Provinz Catanzetto plündern die hungernden Schwefelarbeiter die Oefen, in Corato finden Demonstrationen gegen die ungeheure Höhe der Kommunalabgaben statt. Die sozialen Gesetze, so wenige ihrer waren, verlieren sich. Nirgends und niemals ist eine Bourgeoisie so leichtfertig ihrer Verdammnis und ihrem Untergange entgegen gegangen, wie die italienische unserer Zeit.“

Die „Frauenbewegung“ bringt einen interessanten „Pariser Brief“ genannten Aufsatz von Dr. Käthe Schirmacher über die Ursachen der äusserst dürftigen französischen Frauenbewegung. Sie findet den ersten Grund darin, dass „hier in Frankreich das starke und bei uns sehr geachtete Element der Lehrerinnen in der Frauenbewegung fehlt, zweitens, weil seit Maria Deraismes Tode keine der Führerinnen mehr der grossen Gesellschaft angehört; drittens, weil die französische Frau unter allen diejenige ist, die am tiefsten in der Tradition steckt, dass alle Rechte, alle Vorrechte, alle Ehren, alle Einflüsse, alle Stellungen am besten indirekt und durch den Mann, nicht aber durch eigene Arbeit zu erreichen sind.“ Wir wollen ganz davon absehen, dass hiernach von der Verfasserin der Frauenbewegung so enge Grenzen gezogen werden, wie sie ihr in Wirklichkeit nicht

zukommen. Einer auf Grund immer grösserer Antheilnahme der Frauenarbeit am Produktionsprozess und demnach aus der ökonomischen Entwicklung heraus entstehenden Frauenbewegung können die angeführten Gründe nicht entgegenwirken. Betrachtet man aber, was fälschlicherweise mit Frauenbewegung bezeichnet wird, die öffentliche Bethätigung einiger Frauen und Mädchen der Mittelstands- und Kleinbürger-Intelligenz, so bezeichnet namentlich die von Käthe Schirmacher an dritter Stelle angeführte Thatsache den Grund für die Impotenz dieser Bewegung äusserst treffend. Da diese Dinge auch bei uns in Deutschland bereits zu wirken begannen, wollen wir die Schilderung, die sie in diesem Artikel gefunden haben, wörtlich wiedergeben: „Ist es schon oft in Deutschland schwer, den jungen, nicht direkt beteiligten Mädchen, die Vortheile einer unabhängigen Stellung klar zu machen, wo bei uns die Verlockungen zu der Halbwegsprostitution doch noch geringer sind, so wird das noch viel schwerer in Paris, wo die Halbwelt mit einem Glanz, einer Sicherheit, zum Theil sogar mit der Bildung, Anmuth und Vornehmheit echter Welt Damen auftritt, anerkanntermassen herrscht, den Ton angiebt, die Spalten grosser Zeitungen mit ihren Bosheiten, Skandalen, Wohlthaten, Gefühlen und Toiletten füllt, und wo die Ehe seit Jahrhunderten für die Frau — die Freiheit bedeutet.“ Ein anerkannterwerth freimüthiges Urtheil über die sogenannte „Frauenbewegung“, wie über die Bedeutung der Ehe aus bürgerlichen Kreisen!

Sonst enthält die No. 6 noch einen bemerkenswerthen Artikel von Jeannette Schwerin über „Unsere Aufgabe im Streik“, der, wenn auch von der angeblich nothwendigen Bethätigung der Menschenliebe als höchster Sittlichkeit ausgehend, ein bedeutendes Verständniss für die moderne soziale Bewegung an den Tag legt. Er schliesst mit den Worten: „Nicht nur dem Impuls unseres Herzens wollen wir nachgeben, nicht einer wehmüthigen Stimmung, die vielleicht ein paar todesmatte Augen in uns wachrufen — nein erster Arbeit, die unserm Handeln die Richtung giebt, so dass wir in den grossen sozialen Kämpfen unserer Zeit sozialpolitische Gesichtspunkte gewinnen . . .“

Im Uebrigen bieten die letzten Nummern der „Frauenbewegung“ einige köstliche Belege für die Gepflogenheiten der in ihren Spalten schrift-

stellernden Damen, sich gegenseitig zu beweihräuchern und für einander Reklame zu machen. Fast kein Versammlungsbericht, der nicht Beweise dafür brächte, um wieviel höher diesen Damen die Verhättschelung der eigenen Empfindungen und Eigenschaften steht als der allgemeine Zweck, für den sie angeblich arbeiten. Bei der einen heisst es: „Die bekannte und beliebte Rednerin so und so erhielt das Wort“, bei der anderen: „In meisterhafter Rede mit klangvollem Organ, dem man so gern lauscht, entledigte sie sich dieser schwierigen Aufgabe wie folgt“ oder „Frau so und so kam noch rechtzeitig zurück, um unserer Bitte, die unter Umständen schwierige Versammlung zu leiten, nachzukommen, und präsidirte mit gewohnter Sicherheit und Gewandtheit.“ Und bei diesen Gepflogenheiten wundern sich die Leutchen, wenn sie und ihre „Bewegung“ anderen Menschen grotesk erscheinen.

Der „Arbeiterschutz“ veröffentlicht einen Artikel „Medizinschluckerei ist Geldverschwendung“, entnommen der „Anleitung zur Verminderung der Arzneikosten in der Kassenpraxis“ von Dr. F. Landmann. In demselben heisst es: „Die Bestrebungen der Krankenkassen, ihre Aerzte zur Sparsamkeit beim Verordnen von Arzneien zu veranlassen, sind bisher vorzugsweise darauf gerichtet gewesen, durch Verallgemeinerung der Kenntnisse von der ökonomischen Seite des Arzneiverschreibens, wie durch Einführung der Aerzte in die pharmazeutischen Rezeptirkunst die Verordnungen so rationell wie möglich zu gestalten.“ Man sollte unter den aufgeklärten Aerzten lieber das Bestreben haben, den oft recht philiströsen und bürokratischen Kassenvorständen etwas Erkenntniss über die sozialen Aufgaben ihres Amtes beizubringen, als geflissentlich einen Dünkel zu unterstützen, der sie bald dazu führt, in ihren Mussestunden Alles besser wissen zu wollen als der in langen Jahren theoretisch und praktisch ausgebildete Fachmann, ein Dünkel, der nirgends unangenehmer wirkt als bei Arbeitern, denen das ehrenvolle Amt übertragen ist, die Angelegenheiten ihrer Klassengenossen zu führen. Den Lehrstuhl für „pharmazeutische Rezeptirkunst“ errichten wir lieber anderweitig als in dem Bureau, wo man nur zu oft und leicht geneigt ist, seine Disziplinargewalt dem Arzte gegenüber zur Geltung zu bringen.

B. H.

„Die Hilfe“ bringt in No. 5 einen Aufsatz des Herrn Stadtraths Dr. Fleisch, der lange Jahre Vorsitzender des Frankfurter Gewerbegerichts war, über das Proportional-Wahlssystem für die Gewerbe-gerichte. Der Verfasser zeigt an Beispielen aus der Praxis, wie bei dem heutigen Majoritäts-Wahlssystem für jede Partei die Losung gelten muss „Alles oder nichts“, wie demgemäss Minoritäten garnicht zu Worte kommen, und meist die Gewählten der Arbeitgeber und die der Arbeitnehmer sich als schroffe Gegner gegenüberstehen. Der Vorschlag des Herrn Dr. Fleisch geht nun dahin, dass zwar im Allgemeinen auf jeder Liste die Reihenfolge der Namen auch die Reihenfolge bezeichnet, innerhalb deren die Kandidaten als gewählt gelten, dass aber von dieser Regel in so fern eine Ausnahme gemacht wird, als jedem Kandidaten die Stimmen zugetheilt werden, die er auf anderen Parteilisten erhalten hat. Die von mehreren Parteien gewählten Personen rücken also innerhalb des Zettels der Partei, die sie vorher als die ihrige bezeichnet haben, und sind, insoweit überhaupt auf diesen Zettel Kandidaten fallen, an erster Stelle gewählt.“ Dadurch würden diejenigen Leute in den Vordergrund gerückt, „die auch das Vertrauen der Gegner sich erworben haben.“ Dass dies die Verhandlungen und Erfolge der Gewerbe-Gerichte erleichtern würde, ist eine Ansicht des Verfassers, der wir gerne beipflichten. Hervorheben wollen wir noch folgenden Satz des Artikels: „Nun ist eine bekannte Thatsache, dass die Sozialdemokraten als Mitglieder der Gewerbe-Gerichte ihre Pflicht vollständig erfüllen.“ Wir haben nie an der Pflichttreue unserer Genossen im geringsten gezweifelt, verzeichnen aber obigen Satz gerne als eine Anerkennung aus einsichtigen bürgerlichen Kreisen.

In den Nummern 6 bis 8 bringt die Hilfe sodann ein durchaus objectives Referat „Soziale Evolution von Benjamin Kidd“ (aus dem Englischen übersetzt von E. Pfeleiderer, Jena, Verlag von Gust. Fischer). Kidd will dem religiösen Empfinden einen grösseren Einfluss in der Evolution der Menschheit eingeräumt sehen, als dies von der heutigen materialistischen Geschichtsauffassung geschieht, und vertheidigt seine Ansicht in geistreicher Weise. Er sieht in dem religiösen Empfinden namentlich soziale Gefühle. Das Christenthum ist für ihn „die Proklamirung der Bruderliebe aller Menschen, das hohe ethische System, die Liebe, die

ein Glied dem andern entgegenbrachte, die Hingabe aller an die Wohlfahrt der Gemeinschaft.“ Der Verfasser sieht in der materialistischen Geschichtsauffassung eine Ueberschätzung des ökonomischen Faktors und glaubt, Marx bringe die Entwicklung der ethischen Gesinnung nicht genug in Rechnung. Dies ist der Punkt, wo wir mit Kidd nicht mehr über einstimmen können, und wo auch bei eingehenderem Studium der marxistischen Evolutionsanschauungen meines Erachtens nicht wird stehen bleiben können. Den Werth der ethischen Gefühle und verwandter Regungen unterschätzen Marx und Engels durchaus nicht, aber sie sehen im Urzustand des Menschen — hier lässt Kidd Marx' Anschauung auch voll gelten — die ökonomischen Verhältnisse als einzigen Faktor und in der späteren Entwicklung als primären Faktor an; die ideellen Triebe im Menschen werden von der materialistischen Geschichtsauffassung sehr wohl gewürdigt, aber als sekundäre Erscheinung. In dieser den Werth des ökonomischen Faktors scharf hervorhebenden, aber zugleich auf das richtige Maass einschränkenden Ansicht liegt die methodische wie erzieherische Kraft des Marxismus; eine Auffassung, welche die ideellen Triebe an erste Stelle rückt, wird stets Gefahr laufen, transzendental und damit der gesunden Evolution schädlich zu werden.

No. 9 bringt einen scharfen Angriff Naumann's auf die der Obrigkeit allzu gehorsamen Pastoren; er hält den Herren vor, „der Geistliche soll der geborene Feind der Selbstsucht sein“ und die Herren noch weiter charakterisirend sagt er: „Seelenlose Puppen sind nichts werth.“ In No. 10 werlen die Vorträge des Professors Max Weber's über die Agrarfrage in einem kurzen, aber inhaltreichen Artikel gestreift. Ferner finden wir einen Aufsatz von O. Gruhl „Einiges vom Mansfield Haus“, den ich einer eingehenden Besprechung in nächster Nummer vorbehalten möchte. F. H.

Die in Brüssel erscheinende „Société Nouvelle“ beginnt ihr Märzheft mit einer noch nicht abgeschlossen vorliegenden Arbeit von Jules Baissac über den „Gott der Semiten und den Gott der Arier“. Erfreulich ist der Eindruck nicht, den der erste Theil der Arbeit hinterlässt. Der Verfasser bemüht sich nachzuweisen, dass zwischen der Gottesvorstellung der Arier und der der Semiten ein unüberbrückbarer Gegensatz besteht.

Der gemeinschaftliche Grundgedanke aller arischen Religionen sei Pantheismus, sei die Vorstellung einer beseelten, in sich freien und selbstherrlichen Natur, während der Deismus der Semiten, im engeren Sinne der Juden, die Natur knechte und verächtlich mache. Auch das Christenthum verleugnet nach ihm seine semitische Abkunft nicht. Bewiesen werden diese Thesen nicht. Sehr weitschweifige, aber doch oberflächliche rassenpsychologische Auseinandersetzungen können das Fehlen jeder tieferen Kenntniss der geschichtlichen Zusammenhänge nicht ersetzen. Nach Herrn Baissac sind die Semiten das verfluchte Volk, deren Jahveh das heitere Gewimmel der arischen Götter vertrieben hat und als „finsterer Richter“, als „Gott der Rache“ auch zum Christengott geworden ist. Diese semitische Infektion verschuldet die Leiden der Zeit. — Der unverfälschte Antisemitismus des Verfassers ist mit einem Tropfen sozialistischen Oeles versetzt. Exemplare seiner Art haben wir in Deutschland einige; für Belgien und Frankreich mag die Erscheinung neu sein.

In derselben Nummer beendet N. Nikitine eine vortreffliche Studie über die „russische Frau“. Die Schilderung der Frauengestalten in Tcherryschewski's „Was thun?“; dessen Bedeutung sehr eingehend gewürdigt wird, führt den Verfasser zu einer Darstellung der hervorragenden Rolle, die das russische Weib im Befreiungskampfe des Nihilismus gespielt hat und spielt. Die Heldengestalten einer Jessa Helfmann, Vera Sassulitsch und Sophie Perowskaja werden mit liebevoller Hand gezeichnet, und der Aufsatz klingt in folgenden Worten aus: . . . Den heftigen Erschütterungen ist eine Art vorübergehender Erschöpfung gefolgt, aber die neue Idee geht ihren Gang weiter. Sie zählt ihre Anhänger nicht mehr blos im engen Kreise der Jugend der Bourgeoisie und des Kleinbürgerthums; sicher dringt sie in die tiefen Schichten des Stadt- und Landproletariates ein; selbst den Muschik erreicht sie, den verachteten, als Lastthier bis heute behandelten Bauern. Und bei dieser Aufklärungsarbeit wetteifern die Frauen mit den Männern. Nichts kann sie abschrecken und vor der Gleichheit in der Gefahr schwindet der Unterschied im Geschlecht. Das russische Weib wird sich immer mehr seiner selbst bewusst und stellt die tiefe Kraft seines Gemüthes in den Dienst der ganzen Menschheit. So wird die Frau zur wahren Ge-

fährtin des Mannes, und Hand in Hand mit ihm schreitet sie vorwärts als Mitkämpferin im sozialen Emanzipationskampfe.

Das „Magazine International“, das Organ der „Société internationale artistique“, hat seinen zweiten Jahrgang begonnen. Wir können die Vierteljahrsschrift, die in Paris, 91 avenue Niel, erscheint und 8 Frs. jährlich kostet, unseren Freunden warm empfehlen. Sie stellt den gelungenen Versuch dar, einen internationalen Sammelpunkt des modernen Gedankens zu bilden. In jeder Nummer veröffentlicht sie neben französischen Originalarbeiten vortreffliche Uebersetzungen neuer literarischer Erscheinungen aus allen Kulturländern. So brachte der vorige Jahrgang Gedichte, Novellen und Artikel von Dehmel, Henckell, M. R. von Stern, Bierbaum, M. G. Conrad, Ada Negri, Emerson, Jonas Lie, Bernhard Lazare, William Morris, Kielland, Tschchow, Walt Whitman, Nietzsche, Henri Albert. Die im Januar herausgegebene erste Nummer des zweiten Jahrgangs bringt die Bilder von Walt Whitman und Leopold Jacoby in vorzüglicher Reproduktion. Von W. Whitman's „Herbstblätter“ wird ein längerer Abschnitt mitgetheilt, während L. Jacoby's Lebensarbeit von Otto Ackermann liebevoll geschildert wird. Elisée Réclus plaudert mit der Anmuth und Anschaulichkeit, die den berühmten Geographen auszeichnen, von der „grossen Familie“, die in der Urzeit Mensch und Thier bildeten; doch kann man sich nicht ganz des Eindrucks dabei erwehren, als hätte diese die für die Rousseau'sche Rückkehr zur Natur durch die Forschungen über den Urkommunismus noch verstärkte Begeisterung, die wohl den inneren Grund für den vielberufenen Anarchismus des grossen Gelehrten abgiebt, die Farben dabei ein wenig zu hell gemischt. Man glaubt nicht recht an dies verloren gegangene Eden, wo der Mensch ganz eins mit der Natur war, und das Thier als Bruder, als Familienmitglied betrachtete. Havelock Ellis liefert eine lobenswerthe Studie über Heinrich Heine; und von Emile Vandervelde wird ein trefflicher Aufsatz über „Religion und Sozialismus“ mitgetheilt, den er im „Almanach de la Question Sociale“ von P. Argyriadès veröffentlicht hat. Man sieht, die Sozialisten werden im „Magazine Internationale“ durchaus nicht vernachlässigt. Ganz im sozialistischen Geiste gehalten sind die ausführlichen Uebersichten und Kritiken. Wir wünschen der Zeitschrift und der Gesellschaft, die

sie in's Leben rief, von Herzen Erfolg. Sie kämpfen mit uns für die Internationalität der Wissenschaft und Kunst und für die Beseitigung der Kulturschranken.

In der „Revue blanche“ machte vor einiger Zeit Victor Barrucand für seinen Plan Propaganda, jedem Menschen das tägliche Brod von Gemeindegewegen zur Verfügung zu stellen. Das Brod soll nichts kosten, es soll umsonst sein wie die Luft. Niemand soll des notwendigen Brodes mehr entbehren. Die Kosten sollen durch eine besondere Gemeindesteuer gedeckt werden. Die Privatbäckereien sollen bestehen bleiben; die Gemeindekasse bezahlt ihnen die Waare, die sie abgeben haben. Die freie Konkurrenz unter den Bäckern soll dafür sorgen, dass sie die Preise nicht in die Höhe schrauben. Ausserdem wird noch eine recht umständliche städtische Kontrolle ihrer Mehleinkäufe und Verkaufsbücher vorgesehen; für jeden Käufer sollen sie ein persönliches Konto einrichten, und jeder Käufer ein Bäckerbüchlein bei sich führen. Mit diesem märchenhaften Projekt beschäftigte sich im vorigen Sommer die italienische Presse sehr ausführlich, die damals noch keine anderen Sorgen gehabt zu haben scheint. In ihrer Nummer vom 15. Februar giebt die „Revue blanche“ diese Debatten wieder. Auch eine sozialistische Stimme liess sich in ihnen vernehmen. Die Widerlegung ist kurz und schlagend:

„Rom, 2. August 1895. Lassen Sie mich über das „Gratisbrod-Projekt“ an dieser Stelle ein paar Worte sagen. Der Gedanke ist werth, als Weihnachtsmärchen Verwendung zu finden. Meine Gründe sind: Italien hat, Frauen, Greise und Kinder einbegriffen, 30 Millionen Einwohner. Nehmen wir an, dass durchschnittlich nicht mehr als 15 Ctm. für Brod täglich auf den Kopf der Bevölkerung ausgegeben werden, so ergiebt das eine tägliche Ausgabe von $4\frac{1}{2}$ Millionen Frcs. für Brod, im Jahre also $1462\frac{1}{2}$ Millionen Frcs. Diese Summe soll nach dem Vorschlage der Anhänger der Idee des Gratisbrodes durch eine Steuer gedeckt werden. Es hiesse die Naivität auf die Spitze treiben, wollte man annehmen, dass die politisch und ökonomisch herrschende Klasse sich eine solche Steuer auflegen lassen würde. Sie würde als Konsumsteuer und zwar in so drückender Form erhoben werden, dass sie die Unentgeltlichkeit des Brodes ganz illusorisch machen würde: was man dem Bäcker nicht zu bezahlen

brauchte, müsste man dem Fiskus zahlen. Ausserdem kommt noch als erschwerender Umstand hinzu, dass man eine grössere Zahl von Parasiten zu erhalten haben würde, die das neue Privilegium sicherlich zur Folge haben würde. Mögen die Anhänger des Vorschlages bedenken, dass, um die soziale Frage zu lösen, das Brod nicht umsonst zu haben sein, sondern erworben werden muss, dass aber, um es zu erwerben, Jedem die Produktionsmittel, Land, Bergwerke, Fabriken etc. zugänglich sein müssen, und dass daher die soziale Frage nicht eher gelöst werden wird, als bis die Produktionsmittel öffentliches Recht geworden sind. Ciurri Cesare.“

C. B.

Wilhelm Arent, einer der ältesten „Modernen“, der in den ersten Reihen stand in jenen schönen Zeiten, da noch M. G. Conrad, Bleibtreu und Alberti die Führerschaft von „Jungdeutschland“ repräsentirten, giebt jetzt eine Monatsschrift „Die Musen“ heraus, „für Produktion und Kritik“. Herr Wilhelm Arent scheint in seinem erbitterten Kampfe gegen die Alten übersehen zu haben, dass der kritische Sieg der Jungen bereits längst erfochten ist, und es jetzt nicht mehr darauf ankommt, neue Prinzipien aufzustellen, als vielmehr wirkliche Leistungen zu zeigen. Oder sollte Herr Arent am Ende gar nicht mehr in den ersten Reihen stehen und vielleicht bereits selbst zu den Alten gehören?

An der Spitze des 4. Heftes der „Musen“ findet sich eine Art Programm: „Neue Bahnen“. Wir lesen da: „Die „Musen“ hoffen speziell Leser in Städten wie München, Dresden, Leipzig, Frankfurt a. M., Breslau u. s. w. zu erhalten. Von dort her müsste eine energische Stellungnahme gegen die Tyrannei Berlins erfolgen, diese tyrannische Zentralisation, die so unberechenbare Schädigungen für das geistige Leben Deutschlands in Litteratur und Kunst im Gefolge hat. Gegen diese Zentralisation kann nicht energisch genug im Interesse der Fortentwicklung unserer schönen Litteratur Front gemacht, öffentlich lauter Protest eingelegt werden.“

Die „Musen“ wollen zu ihrem bescheidenen Theil beitragen, dass das ganze moderne Leben sich nicht progressiv zu einer grossen Lüge entwickelt.

Das Laster der Allerwelts-Heuchelei fin de siècle wird weiter in den „Musen“ rücksichtslos bekämpft werden.

Die „Musen“ schreiben immer wieder alles Hohe, Edle und Grosse, Alles, was

selbstlos echter Kunst dient, auf ihr Papier.

Die „Musen“ werden weiterhin einen festen Hort des wahren Idealismus in unserer in krassestem Materialismus untergehenden Zeit bilden.

Auf d'rum zum Kampf für eine von den Dämonen der Vergeschäftlichung und der Selbstsucht freie, eine von jeder Lüge freie, vom Streber- und Kliquenthum der Litteraten ungeknebelte wahrhaft freie Kunst!

Ob die „Musen“ ihr Programm erfüllen werden, das können wir freilich noch nicht absehen. Einstweilen scheint mir da viel Geschrei und wenig Wolle. Eine Anzahl Gedichte, Skizzen, Kritiken und Feuilletons — aber das Grosse und Freie scheint aus dieser Nummer fortgelassen zu sein, das wird vermuthlich in den folgenden erst zu Tage treten. Auch so recht was Kühnes und Umstürzlerisches habe ich nicht gefunden. Dagegen manches Sonderbare. So z. B. lese ich da „ein Wort ehrlicher Entrüstung“ über den „Erfolg der Barrisons“. Der Verfasser verkündet uns in gesperrter und fetter Schrift niederschmetternd-neue Anschauungen, wie: „Die Barrisons sind künstlerisch und menschlich genommen ein Nichts.“ u. s. f.

An anderer Stelle finden sich „finstere Gedanken“ voll dumpfer Resignation, wie: „Heut zu Tage fragt die Welt nicht, wer bist Du? Sondern, was hast Du?“ Sollte der besternte Autor derselben vielleicht Herr Martin Langen sein, der uns in der „Welt am Montag“ so manchen Gedankenblitz „aus der Höhe“ herabgeschleudert hat?

Nach einzelnen Produkten kann der Werth der Zeitschrift natürlich nicht abgeschätzt werden. Es ist nicht unmöglich, dass die folgenden Hefte auch wirklich Gutes uns bringen werden. Ansätze hierzu sind schon in diesem vorhanden. Nur der erdrückende Wust von Anempfindung und Grossthuerei muss abgeschafft werden. Je eher, desto besser.

„Cosmopolis“ nennt sich eine neue Monatsschrift, die mit diesem Jahre zu erscheinen begonnen. Eine „internationale Revue“ kann als ein wirkliches Bedürfniss bezeichnet werden, nur halte ich die Art, wie die „Cosmopolis“ ihre Aufgabe zu erfüllen sucht, für gänzlich ungeeignet. Jedes Heft zerfällt in einen französischen, englischen und deutschen Theil, ist also nur für Kenner aller drei Sprachen eigentlich werthvoll. Eine weitere Beschränkung entsteht dadurch,

dass Uebersetzungen ausgeschlossen sind. Daher ist z. B. für solche, welche die englische Sprache nicht beherrschen — und ein beträchtlicher Theil der mit humanistischer Gymnasialbildung Behafteten gehört doch zu diesen — eine Kenntnissnahme englischer Erzeugnisse in der „Cosmopolis“ weniger möglich, als in jedem andern Blatte, das zuweilen Uebertragungen derselben bietet. Eine wirkliche internationale Revue müsste meiner Meinung nach in ihrem gesammten Inhalte gleichzeitig französisch, englisch und deutsch (eventuell bei vorhandenem Verlangen auch in anderen Sprachen) erscheinen, so dass jedem Leser die vollständige Uebersicht gegeben wird. In der gegenwärtigen Form macht die „Cosmopolis“ lediglich den Eindruck dreier zusammengebundener Zeitschriften, und man begreift nicht recht, warum diese nicht lieber getrennt erscheinen, und es nicht dem Einzelnen überlassen bleibt, die ihm bekannten Sprachen auszuwählen.

Die Haltung der Zeitschrift scheint mir, nach den ersten Hefen zu urtheilen, eine gemässigt freiheitliche zu sein. Ob eine wirkliche Förderung moderner Bestrebungen von ihr ausgehen wird, ist zunächst noch mehr als zweifelhaft. Das Märzheft bringt einen Artikel von Theodor Barth über „Kaiser Wilhelm II. und die Sozialdemokratie“, der in scheuer Umgehung des eigentlichen Themas die bekannten Redewendungen von dem Grossziehen der Sozialdemokratie durch Bismarck'sche Politik enthält, des Weiteren die sozialdemokratische Partei für eine rein politische erklärt, der jegliches sozialistische und wirtschaftliche Element überhaupt längst abhanden gekommen sei, und schliesslich „kein anderes Mittel, den entstandenen Wirren zu entgehen und eine gefährliche Katastrophe zu vermeiden“ sieht, als die „Verlegung des Schwerpunktes der politischen Macht“ in die „liberale Mitte“.

In demselben Hefte findet sich ein Beitrag von Leo Arons, „Eine neue Art von Strahlen“, der neben seiner selbstverständlichen Aktualität durch die klare und wissenschaftliche Art der Darstellung den grössten Theil der Leser fesseln dürfte.

Recht interessant ist im Februar-Hefte ein längerer Aufsatz „Le Jubilé des Nibelungen“ von Gabriel Monod, der über die Eröffnung der nunmehr 20 Jahre alten Bayreuther Bühnenfestspiele eine Menge zum Theil unbekannter Einzelheiten

enthält. Ein besonderer Vorzug ist der warme, doch ruhige Ton, der lediglich dem Gegenstande dient, ohne die mystische Ueberschwenglichkeit der Neu-Bayreuther, die mir stets sehr unecht scheint und mehr ein gewaltsames Heben der eigenen „Persönlichkeit“ vorzustellen scheint.

Die Chroniken der „Cosmopolis“ über Litteratur, Theater und Politik, sind leider zum grossen Theil in „bewährten Händen“, z. B. denen des Herrn Otto Neumann-Hofer. Zu besonderen Bemerkungen bieten sie keinen Anlass.

Der Katholicismus, der wegen seiner Beherrschung der gläubigen Gemüther so gern als Wall gegen die materialistische Sozialdemokratie angesehen wird, beginnt allgemach seine Sache auf ein festeres Fundament zu stellen. In dieser Hinsicht war er, der stets den ganzen Menschen mit allen seinen Neigungen, Empfindungen und Bedürfnissen, vor Allem auch den „materiellen“, in Beschlag nahm, dem halben und kühlen Protestantentum mit seinem einseitigen Eifer für den schlechtbewachten Glauben ohnehin unendlich überlegen. Und jetzt in richtiger Erkenntniss der Unzulänglichkeit jeder Einzel-Fürsorge, wirft der Katholicismus sich auf das Gebiet der sozialen Politik und beweist wiederum seine grössere Lebensfähigkeit den anderen Bekenntnissen gegenüber. Bezeichnend für diese Strömung ist ein Aufsatz über „Ziele und Grenzen der staatlichen Wirtschaftspolitik“ im 1. und 2. Heft der „Stimmen aus Maria-Laach“, der in Freiburg erscheinenden „katholischen Blätter“. Der Verfasser macht den Versuch, die Befugnisse und Pflichten des Staates als Hüter der „öffentlichen Wohlfahrt“ (nicht des blossen Rechtsschutzes) gegenüber dem privaten Interesse, das das „allgemeine Wohl“ erzeugt, genauer zu präzisieren. Ausgehend von der Autorität des heiligen Thomas von Aquin (der als Pflichten des Regenten folgende drei bezeichnet: 1. „ut in subiecta multitudine bonam vitam instituat“, 2. „ut institutam conservet“, 3. „ut conservatam ad meliora promoveat“) und unter steter Bezugnahme auf die Encyclyka „Rerum novarum“ des Papstes Leo XIII., kommt der Verfasser zu dem Schluss, dass die Wirksamkeit des Staates nur in so weit berechtigt sei, als sie ausgleichend wirke zwischen den einzelnen Gesellschaftsschichten. Da er die historische Entwicklung so wenig kennt, wie die eigentlichen wirtschaftlichen Triebkräfte,

so kann er auch den Gedanken einer radikalen Neubildung der Gesellschaft nicht fassen, und betrachtet als das einzige und bedeutendste Ziel die Schaffung und Erhaltung eines grossen Mittelstandes. Er verwirft daher auch jegliches Eingreifen des Staates in die Produktion und lässt ihn als Unternehmer nur da zu, wo der Privatbetrieb notwendig zu einer Schädigung des Gemeinwohles führen muss (z. B. in der Forstwirtschaft). „Wer aber weiter geht, wer über das Maass der absoluten Nothwendigkeit hinaus dem staatlichen Monopol das Wort redet...., der steuert mit vollen Segeln in den Staatssozialismus hinein.... Ja, der ganze platonische Idealstaat liesse sich leicht mit Hilfe dieses gefährlichen Grundsatzes verwirklichen.“

Man sieht, der Standpunkt des Artikels ist nicht neu und von den Meisten bereits überwunden; bedeutsam ist nur die Stellungnahme an sich. Wie ernst diese „katholischen Blätter“ es mit den sozialen Bestrebungen meinen, ersieht man auch daraus, dass im gleichen Verlage eine ganze Brochüren-Sammlung erscheint: „Die soziale Frage, beleuchtet durch die „Stimmen aus Maria-Laach“.

Bühne und Kunst.

Berliner Bühnen. Mit Pauken und Drommeten ist von der gesammten Presse das Ende des modernen „naturalistischen“ Dramas verkündet. Von der höchsten Instanz, dem Berliner Premieren-Publikum ist es definitiv verurtheilt worden. Der Florian Geyer wurde von den edelsten Behütern deutschen Geistes und wahrer Kunst, z. B. vom „Berliner Tageblatt“, „Kleinen Journal“, „Berliner Lokal-Anzeiger“ u. s. w., in überquellender Entrüstung als ein Attentat auf die Majestät des Altmeisters Goethe*) zu Tode geschrieben. Und der Wildenbruch'sche König Heinrich wurde auf den Schild erhoben zum Zeichen, dass man seine Irrthümer eingesehen und zurückgekehrt sei in das

*) Es ist eine beliebte Taktik inferiorer Gesinnung, sich hinter eine ganz grosse Persönlichkeit zu stellen und so zu thun, als ob man deren Sache führt. Oder auch einer grossen Idee, z. B. der echten Kunst, die man vor Profanation zu schützen habe. Für sittliches Pathos ist das sogenannte grosse Publikum stets zu haben, und die hohe Mission, als deren Träger es sich plötzlich sieht, schmeichelt seiner Eitelkeit. Die feinfühligere Minderheit wird nur zu leicht vom Ekel erfasst und lässt sich dann ruhig terrorisieren.

schöne Reich der Theaterhelden und Theatergrösse.

Nach Hauptmann wurde Max Halbe abgeschlachtet. Seine „Lebenswende“ verschwand nach zwei (oder waren es drei?) Aufführungen von der Bühne des Deutschen Theaters. Ich habe das Stück leider nicht mehr sehen können, kann also über die für mich einzig entscheidende Bühnenwirkung nicht aussagen. Im Buch zeigt sich die „Komödie“ als eine fein empfundene und gross angelegte Arbeit. Eine ideelle Fortsetzung der „Jugend“ wollte Halbe geben, doch die stille Resignation, die ihm entgegenschlug, und die er selbst wohl noch nicht überwunden, liess seine Kräfte ermatten vor der Vollendung. So konnte er sich nicht erheben über den Stoff, und der schmerzvoll-lächelnden Stimmung des Werkes läuft parallel eine nicht minder schmerzvolle Unterstimmung des Dichters, der von seinem Werke sich selbst nicht lösen kann und schliesslich im Kampfe von ihm bezwungen wird.

An der „Lebenswende“ stehen jetzt unsere Dichter, die kühnen Vorkämpfer neuen Lebens. Und sie sind müde geworden und beginnen sich abzufinden. Sie reiben sich auf in vergeblichem Ringen um das Grösste, oder sie wählen die leichtere Bahn, sie werden elegante Weltmenschen, Causeure und Frauenärzte. Diese bieten gerade soviel, dass das Erzeugniss in sich abgerundet und geeignet ist, Stimmung zu erwecken; eine völlige Durchdringung und im letzten Sinne selbständige Gestaltung steht ausserhalb ihres Machtbereiches; daher liegt alles bei ihnen in dem Momente des Geschehens; nachher verschwindet es so schnell, wie es gekommen.

So stellt sich uns Arthur Schnitzler dar in seinem bisherigen Schaffen, in der „kleinen Komödie“, im „Abschied“ u. s. w., so auch in seiner „Liebelei“, die wir hier im Deutschen Theater gesehen. Das Sujet ist nicht original erfasst, es ist unserm Milieu nothwendig anhaftend, es muss sich Jedem aufdrängen: die Tragödie des Weibes, dessen Daseinsschicksal nur eine Episode im Leben des Mannes bildet. Häufig behandelt, und immer in derselben Form. Auch Schnitzler ist nicht der Mann, um bis auf den Grund zu sehen und etwas Neues uns zu zeigen an dem oft Geschautes. Vorbildlich, doch ganz, ganz anders ist die „Jugend“. Das Schönste und Feinste an dieser fehlt dort, das Unberührtsein des Mannes, das gleiche Ent-

stehen, das beide reift und durch das Reifen sie erst verschieden gestaltet; in die Alltäglichkeit hinein ein Hauch der Romantik, und doch nur durch die einfache, naive Wahrheit, den vergessenen und zeretretenen Jugendzauber. Und wenn er schwinden muss, folgt das Ende, das ist uns allen klar, das Schönste ist ja doch vorbei. So ist der eigentlich unhaltbare Tod des Annchen doch das Einzige, was wir fassen könnten. Ein „konsequenter naturalistischer“ Ausgang (etwa Annchen als altes Mädchen oder getröstete Frau eines beliebigen Dritten) würde nur den Intellekt befriedigen, die Empfindung aber vergewaltigen.

Das ist nun alles anders in der „Liebelei“. Auch diese mag bewegen, auch wohl ergreifen, von einer wirklichen Durchschüttelung des ganzen Menschen kann keine Rede sein. Zu fremd bleiben wir der männlichen Hauptperson, und in dem unendlich liebenden Mädchen liegt ein leiser Schuss Rührseligkeit. Das zweite Paar ist zu sehr auf die Antithese berechnet, die Charakterisirung ragt über das Uebliche nicht hinaus. Ein Schimmer von Blasirtheit ist über dem Ganzen. Die Stimmung ist fast durchweg echt, doch nicht sonderlich von der Oberfläche sich entfernend, nur in einem Moment gewaltig: wie in die heitere Tändelei des Studenten-Liebsten-Soupers der Gatte hineintritt, um Rechenschaft zu fordern. Dumpfe Beklemmung, die Alle lähmt und bannet. Vielleicht war diese zum Theil auch das Werk des Darstellers (Herrn Nissen). Als ich diese Scene später las, enttäuschte mich manche Einzelheit.

Eine Gestalt überragt das Ganze — in dieser hat der Dichter offenbar sein Bestes gegeben und auch anderes, als er sonst vermag — der Vater des Mädchens, der Violinspieler eines Operetten-Theaters. Wenn jegliche Rührung längst vorbei ist, sieht man noch diesen alten Mann, der von dem Glauben an die Sittlichkeit der Entsagung sich durchgerungen hat zu dem Glauben an den Genuss, und dann durch diesen das Einzige verliert, was ihm noch geblieben.

In der Technik zeigt sich Schnitzler recht routinirt, die Schwächen weiss er sorgfältig zu verbergen, und wenn man weiter eindringen will, entschließt er uns mit lebenswürdiger Grazie. Der Schluss des Stückes ist übrigens zu lang gerathen, beeinträchtigt daher die Wirkung.

Weit origineller und produktiver als Schnitzler ist Max Dreyer. Sein Schau-

spiel „Winterschlaf“, das am 11. März im Neuen Theater zur Aufführung kam, zeigt einen bedeutenden Zug grosskünstlerischen Strebens. Ein ganzes blühendes Leben, das aus beengendem Winterschlaf erwachen und herrlich sich entfalten will, wird gebrochen und vernichtet, weil andere ein Erwachen nicht kennen und einer Entfaltung nicht bedürfen.

Aber das Empfinden hat Dreyer nicht in die That umzusetzen gewusst. Das Drama, wie es vorliegt, ist meines Erachtens total verfehlt. Es hat nicht nur bedeutende Fehler, einen unwahren Dialog, eine theilweise farblose Charakteristik (des „modernen“ Schriftstellers Meincke), sondern ist überhaupt zu keinem Ganzen gediehen. Der Dichter ist im Anekdotischen stecken geblieben. Zudem ist er hier noch schlimmer als in „Drei“ in hohem Maasse doktrinär.

Ob Dreyer sich noch zu einem bedeutenden Künstler entwickeln wird? Trotz seiner Jugend zeigt er schon starke Spuren der Ermüdung. Das ist ein schlimmes Zeichen.

Der „Winterschlaf“ wurde im Neuen Theater recht gut gegeben. Frl. Lux (Trude) befremdete wohl viele durch den etwas manirirten und anempfundenen Ton im 1. Akt (wie sie sich hinausgeht in die Freiheit). Doch erachte ich diesen als eine besondere, psychologisch durchaus haltbare Finesse.

Weiteres von moderner Produktion haben wir nicht gesehen. Denn das Bracco'sche Lustspiel „Untreu“, das im Lessing-Theater gegeben wurde, ist nur von Talmi-Modernität. Die schwüle, sexuell durchsättigte Atmosphäre ohne befreienden Ausbruch irgend einer Leidenschaft wirkt peinlich, wenn man sich noch dazu ihrer vollständigen Zwecklosigkeit bewusst wird. Und zwecklos ist alles, was in dem Drama vorkommt. Auch inkonsequent. Der Dialog ist stellenweise pointirt, geklügelt pointirt.

Natürlich ist noch eine Anzahl anderer Stücke aufgeführt worden, wie „Höllensbrücke“ und „ernst gemeinte“ Lustspiele, wie „Die junge Frau Arneck“ und „Fräulein Tizian“. So was bringt eben die Saison mit sich.

Die Oper verharrt in düsterem Schweigen. Neuerdings gab es einige Gastspiele. Zunächst die Prevosti, diese einzige Künstlerin, die, wie keine andere, jeden Ton, jede Phrase seelisch zu beleben weiss. Dann Herr Reichmann, der berühmte Baritonist, an dem ich aber ausser der wirklich schönen Stimme keinerlei Vor-

züge entdecken konnte. Weichlicher Vortrag, Mangel der Auffassung und statt jedes Spieles ein fortwährendes Agiren mit sämtlichen Extremitäten.

Im Uebrigen weder eine Novität, noch überhaupt irgend eine That. Mozart ist längst vom Repertoire verschwunden, und Wagner scheint nach dem Lohengrin nichts mehr geschaffen zu haben.

Von bedeutenderen Konzerten fanden in der letzten Woche zwei statt: „Faust's Verdammniss“ und die „Missa sollemniss“. Dies sei wenigstens kurz registriert.

Die Bühnen-Produktion war etwas steril in diesem Jahre, das lässt sich nicht verkennen. Und das Publikum hat seine Laune gewechselt und will von moderner Kunst nichts mehr wissen. Auch die Anzahl der Schaffenden ist gering. Und doch können wir freudig das Kommende erwarten, und wenn wir auch niemand weiter hätten, als den einen Einzigen: Gerhard Hauptmann. C.

Die „Litterarische Gesellschaft“ zu Leipzig giebt ein werthvolles Zeichen für die Propaganda in Sachsen. In diesem Lande geistiger Beschaulichkeit sind Herolde mit Drommetenstössen arg verpönt; um so leichter lässt sich die Contrebande missliebiger Ideen auf Schmuggelwegen importiren. Denn da der sächsische Bürger nicht weiss, wie Ideen aussehen, so bemerkt er ihr Dasein erst an Erfolgen, und diese, wenn sie ihm nur höflich entgegen-treten, lässt er sich gern gefallen. So vereinigten sich im Oktober vorigen Jahres fünf Magister des rührigen „Aüguren-Collegs“, einer mysteriösen Künstlerzunft, der auch Hauptmann, Hartleben, Hart und Falcke angehören, zu dem Plane, Leipzig für die neue Dichtung zu gewinnen. Und mit Katzenpfötchen ging man an's Werk. Die freie Bühne, die gegründet wurde, schmückte man mit dem lockenden Namen einer „Litterarischen Gesellschaft“, man fuhr im Coupé bei den Vätern der Stadt zur Visite, streichelte den Theater-Direktor Stägemann, bis er ahnungslos eines seiner Theater zur Verfügung stellte, das Publikum rief man mit kosenden Worten zu harmlosem Spiel. Jede Polemik wurde vorsichtig vermieden, der Erfolg damit gesichert. Die Gesellschaft begann mit 300 „ausserordentlichen“ Mitgliedern, deren Zahl inzwischen auf 500 gestiegen ist. Jeden Monat finden zwei Aufführungen im Carola-Theater und ein Vortrags-Abend im Krystall-Palast statt. Vorstand: die

fünf Gründer mit Dr. Walter Harlau als Vorsitzenden, auf der Bühne ein fest engagirtes Ensemble modern geschulter Schauspieler, unter der Regie des Dr. Carl Heine, im Parquet und ersten Rang ein glücklich gemischtes Publikum, darunter auch Arbeiter mit ihren Frauen. Es sind erste, unbefangene Zuhörer, die sich da zusammengefunden haben, Leute mit offenem, naivem Herzen, die sich einer unverstandenen Dichtung gegenüber lieber in stillem Erstaunen bescheiden, anstatt wie das Berliner Premièrenpublikum, zu ulken und zu skandaliren.

Man begann am 13. Oktober mit Hauptmann's „Friedensfest“, dessen starke Bühnenwirkung vor einem Durchschnitts-Publikum leider noch nie erprobt worden ist. Vielleicht wäre es ein besseres Repertoirestück geworden, als die „Einsamen Menschen“. Zur überhaupt ersten Aufführung kamen „Agnete“ von Amalie Skram und „Martin Lehnhardt“ von Cäsar Fleischlen. Im „Martin Lehnhardt“ wird das Recht des Weibes der Forderung überlebter Sitte gegenüber selbstbewusst vertreten. Einen zweiten Konflikt dieses Stückes bildet, poetisch freilich minder werthvoll, die Frage: orthodox oder liberal?, deren schlagfertige Beantwortung dem Dichter einen gewaltigen Erfolg eintrug. Immer wieder brach vor offener Scene der jubelnde demonstrative Beifall los, sodass Reichsgerichtsräthe und Professoren ängstlich das Lokal verliessen. Ferner spielte man die in Leipzig noch unbekanntem Dramen: „Dämmerung“ von Rosmer, „Der Vater“ von Strindberg, „Rosmersholm“ von Ibsen, „Hanna Jagert“ von Hartleben, sämmtlich mit starkem oder doch nur schwach bestrittenem Erfolge. Dagegen wurde „Der Vater“ von Wilhelm Weigand energisch abgelehnt, eine Tragödie, die das Ergebniss der Inzucht im hohen Adel, einförmig und wirkungslos, zu schildern versucht. „L'intruse“ von Maeterlinck konnte trotz der feingetönten symbolistischen Inscenirung nur ein gelähmtes Schweigen erzielen, ein Schweigen theils der Verständnisslosigkeit, theils der Erschütterung, die Anerkennung befriedigter Kenner aber blieb aus.

An den Gesellschafts-Abenden sprachen u. A. Dr. Carl Heine über „Gerhart Haupt-

mann“, Alfred Kerr über die „Psychologie in der modernen Dichtung“, Schlenther über „Florian Geyer“, Neumann-Hofer über „Sudermann“. Hirschfeld, Fleischlen, Polenz, Ompteda, Sudermann trugen Dichtungen vor.

Die Presse, mit Ausnahme der „Volkszeitung“, deren Feuilleton Edgar Steiger redigirt, verhielt sich während der ersten Monate grundsätzlich ablehnend, machte dann aber eine plötzliche Schwenkung und bemüht sich jetzt nach Kräften, in die ihr fremde Welt sich einzuleben. X.

Notizen.

Wilhelm Liebknecht feiert am 29. März seinen siebzigsten Geburtstag. Dem greisen Vorkämpfer bringt an diesem Tage das deutsche Proletariat seine Huldigung dar und mit ihm Hand in Hand das Proletariat aller Länder. Wir brauchen nicht darauf hinzuweisen, welche Verdienste sich Wilhelm Liebknecht in dem Befreiungskampf der Arbeiterklasse erworben, sein Name ist in aller Mund und in der Geschichte jenes Kampfes ist er auf jeder Seite eingetragen. Von früher Jugend an der Sache des Proletariats ergeben, hat er ihr sein Leben geweiht; ein Greis an Jahren, steht er noch jetzt mit in vorderster Reihe, mit Stolz und Bewunderung blicken wir Jüngeren an ihm empor, und zwar um so mehr, als gerade er es verstanden, im alten Herzen das Feuer der Jugend zu bewahren, und gerade er, wie kein anderer sich bemüht, den jüngeren Genossen mit Rath und That, mit seiner reichen Erfahrung beizustehen. Wo echt proletarisches Wollen und Können in einem so harmonischen Wesen zu Tage treten wie bei Wilhelm Liebknecht, da verstummt alle Kritik vor dem Banne der Persönlichkeit und an ihre Stelle tritt Verehrung.

In Finnland macht die University-Extension grosse Fortschritte. So finden in diesem Frühjahr Wander-Kurse für Geschichte, Chemie und Physik auf dem platten Lande statt. Nach den bisher gemachten ähnlichen Versuchen erwartet man eine rege Betheiligung Seitens der Bauern. F. H.